

Volksstimme

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Galizien-Schlesien je mm 0,12 Platz für die achtspaltige Zeile, außerhalb 0,15 Pl. Anzeigen unter Text 0,60 Pl. von außerhalb 0,80 Pl. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierteljährig vom 16. bis 31. 8. cr. 1,65 ZL, durch die Post bezogen monatlich 4,00 ZL. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteur.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postfachkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle: Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 1004

Staatssekretär Kellogg in Paris

Der Empfang in Le Havre — Ein Besuch bei Briand — Keine Erörterung europäischer Probleme — Alle Nationen sollen unterzeichnen

Paris. Staatssekretär Kellogg ist Freitag vormittag 10,05 Uhr, in Begleitung seiner Gattin und des kanadischen Ministerpräsidenten, Mackenzie King auf dem Bahnhof „Paris Bazar“ eingetroffen, wo sie von dem amerikanischen Botschafter Herrick, dem kanadischen Gesandten und einem Vertreter der französischen Regierung empfangen wurden. Staatssekretär Kellogg begab sich mit seiner Gattin nach der amerikanischen Botschaft, wo sie während ihres Pariser Aufenthaltes Gäste von Botschafter Herrick sind.

Ueber die Ankunft Kelloggs in Le Havre meldet die Agentur Rournier. „Beim Verlassen des Dampfers „Ile de France“ wurde Staatssekretär Kellogg und Gemahlin, der kanadische Ministerpräsident Mackenzie King und deren Gesolge von dem Bürgermeister der Stadt und dem Präfekten des Departements, Seine, Interieur, begrüßt. Der Bürgermeister warf einen Rückblick auf das von Herriot und Briand geschaffene Werk des Friedens und überreichte Kellogg dann im Namen der Bevölkerung von Le Havre einen goldenen Federhalter, wobei er dem Wunsch Ausdruck gab, daß der Kriegsverzichtspakt von Kellogg sowie von den Vertretern der anderen Nationen mit diesem Federhalter unterzeichnet werde. Der Federhalter trage die Devise „Si vis pacem para pacem“. Die neue Devise, die die alte verdrängt habe, sagt: „Wer den Frieden wolle, den Krieg vorbereiten müsse“. Den Krieg vorzubereiten sei nicht schwer. Schmerz sei es den Geist für die Erhaltung des Friedens vorzubereiten. An den kanadischen Ministerpräsidenten Mackenzie King gedenke, gedachte der Bürgermeister der Hilfe, die die kanadischen Truppen Frankreich während des Krieges gebracht hätten und

überreichte Mackenzie King eine goldene Medaille. Der amerikanische Staatssekretär Kellogg dankte dann für das Geschenk des goldenen Federhalters und versprach, daß mit ihm der Kriegsverzichtspakt unterzeichnet werden solle. Der Gemahlin des Staatssekretärs Kellogg wurde von der Tochter des Bürgermeisters ein prachtvolles Blumengebilde überreicht. Zum Schluß wurden die französische, amerikanische und kanadische Nationalhymne gespielt. Die Staatsmänner trugen sich dann in das goldene Buch der Stadt ein, wostaus sie um 7,15 Uhr den Zug nach Paris bestiegen.

Kelloggs Besuch bei Briand

Paris. Staatssekretär Kellogg begab sich Freitag nachm. in Begleitung des amerikanischen Botschafters Herrick ins französische Außenministerium, wo er Briand seinen Antrittsbesuch machte. Nahezu dreiviertel Stunden verblieben die beiden Staatsmänner im Zimmer Briands. Briand verabschiedete sich darauf sehr herzlich von Kellogg. Kurze Zeit darauf erwiderte Briand in der amerikanischen Botschaft den Besuch Kelloggs. Um 18,00 Uhr empfing Briand den japanischen Vertreter für die Paktunterzeichnung, Grafen Uchida.

Alle Nationen sollen unterzeichnen

Washington bestätigt. Nach Meldungen aus Washington wird dort amtlich bestätigt, daß unmittelbar nach der Unterzeichnung des Kelloggpaktes in Paris Einladungen an sämtliche übrigen Nationen zur Paktunterzeichnung ergehen werden.

Amerikas Abwehr

Als vor fast zwei Jahren Frankreich Amerika einen „Freundschaftsvertrag“ anbot, ahnte man nicht, daß schließlich nach langwierigem Notenwechsel aus diesem Angebot ein Kriegsverzichtungsabkommen werden wird. Amerika hat Frankreich, welches trotz der militärischen Hegemonie in Europa sich immer wieder bedroht fühlt, sofort geantwortet, daß es keinen Pakt einer einzelnen Macht abschließt, sondern durch ein Abkommen Europa den Frieden gewährleisten will. Dies war die offizielle Antwort, aber der Hintergrund ist ein ganz anderer, eine Mahnung gegen Rüstungen, eine Abwehr gegen den Flottenbau Englands, der größten Seemacht der Welt. Und weiter kann man diesen Pakt, dem man heute gewohnheitsmäßig Kelloggpaakt bezeichnet, als eine Abwehr Amerikas gegen englische Einflüsse nennen. Wie Frankreich trotz des Sieges immer noch nicht daran glaubt, daß es die „deutsche Gefahr“ überwunden hat, so ist Amerika trotz seines unbestrittenen Einflusses als Finanzier der Welt, vor England nicht sicher und glaubt, daß ihm dieses an Amerika verschuldete England doch noch auf dem Weltmarkt den Ruf ablaufen wird und hinter dielem Kelloggpaakt kommt mehr und mehr auch der Petroleumpakt zum Vorschein, um dessen Rohprodukt heute Amerika und England in der ganzen Welt ringen. Dieses Ringen ist aber nicht allein auf die Finanzkraft zurückzuführen, sondern der Erfolg hängt auch mehr oder weniger von einer starken Flotte ab. Amerikas Gegner auf dem Welt- und Finanzmarkt ist unbestritten England, welches sich auch die japanische Freundschaft zu sichern verstand und so unmittelbar Amerika von der anderen Seite bedroht. Nichts ist darum verständlicher, als daß Amerika das französische Angebot ergriff, um auch die Mächte Europas zu einem Pakt zu zwingen, welcher immerhin den Krieg als Mittel zur Auseinandersetzung zwischen zwei Partnern ausschließen soll. Es wird das Verdienst des amerikanischen Staatssekretärs des Auswärtigen bleiben, das französische Abkommen zu einem Kriegsverzichtungsabkommen verwandelt zu haben. Ob seine Unterzeichnung, die am 27. und 28. August in Paris vollzogen werden soll, auch den Krieg für immer ausschaltet und dem Schiedsgerichtsverfahren freie Bahn sichert, ist eine andere Frage.

Der Kelloggpaakt wird seine weltgeschichtliche Bedeutung erst dann erlangen, wenn es gelingt, auch die Abbrüstung durchzuführen. Als England aus dem Kriege mit ungeheuren Schuldenlasten hervorging, als Sieger wohl, aber seinen Einfluß auf dem Weltwirtschaftsmarkt an Amerika abtreten mußte, war es den englischen Staatsmännern in erster Linie darum gelegen, die Seemacht zu behalten. Amerikas Hauptbestreben nach Kriegsende war die Abbrüstung der Welt. Aber man ist sich in Amerika darüber klar, daß diese Flottenrüstungen Amerika in wachsende Gegenseitigkeit zu England bringen müssen. Japan, England und Amerika haben nun versucht, ein Flottenprogramm zu schaffen, welches zunächst eine gleiche Stärke zwischen Amerika und England vorliehe, im Verhältnis 5 zu 5 und für Japan 3 Schiffe. Aber Amerika hat sich damit nicht abgefunden, sondern war bemüht, England zu überholen. Aus den Seeabrüstungskonferenzen zwischen den Mächten ist bekannt, daß eine Einigung zwischen Amerika und England nicht möglich war und dieser Gegenstand schließlich zum Abbruch der Abbrüstungskonferenz führte und schließlich ist Japan der lachende Dritte, der sowohl gegen Amerika als gegen England seine Pläne schmiedet. Die Gegenseitigkeit braucht nicht zu kriegerischen Auseinandersetzungen zu führen, aber die Ausnahme die gerade der Kelloggpaakt in England gefunden hat, läßt vieles zu denken übrig. Englands Innenminister hat erst kürzlich erklärt, daß England den Kelloggpaakt wohl mitunterzeichnen werde, aber es sei bei den Rüstungen durch die amerikanischen Flottenbauten und künftigen Rüstungsprobleme, welche nur schwer den Inhalt des Kelloggpaktes rechtfertigen. Denn es ist so ziemlich sicher, daß selbst nach Unterzeichnung des Paktes der Rüstungswahnsinn fortgeschritten wird.

Amerika glaubt sich nun damit zu sichern, daß es in Europa ständig an Einfluß gewinnen will, je mehr Mächte diesen Kriegsverzichtungsvertrag unterzeichnen werden. Bis heute sind es etwa 15 Mächte, die sich direkt zur Unterzeichnung drängen, während England ziemlich resignierend dieses Vorhaben beurteilt. Englands Staatsmänner sind zu klug, um sich gegen die Unterzeichnung zu wehren oder sie gar abzulehnen. Aber bevor dieser Pakt un-

Der Reichstanzler führt die deutsche Delegation

Die Zusammensetzung der deutschen Vertretung nach Genf

Berlin. Amtlich wird mitgeteilt: Das Reichskabinett hat sich in seiner Freitag-Sitzung dahin entschieden, daß für den durch seinen Gesundheitszustand bedauerlicherweise noch behinderten Reichsminister des Auswärtigen der Reichstanzler selbst die Führung der deutschen Delegation für die diesjährige Völkerverammlung in Genf übernehmen wird. Der Reichstanzler beabsichtigt, zur Eröffnung der Bundesversammlung, die am 3. September stattfindet, in Genf einzutreffen. Die Dauer seines dortigen Aufenthaltes wird von dem Verlauf der Tagung abhängen.

Berlin. Während die Führung der deutschen Delegation für die Völkerverammlung dem Reichstanzler Hermann Müller übertragen worden ist, steht die Delegation für die Tagung des Völkerverbands, die am 30. August beginnt, wie im Juni, unter Führung des Staatssekretärs von Schubert. Ihre Abreise ist für kommenden Montag in Aussicht genommen.

Berlin. Während die Führung der deutschen Delegation für die Völkerverammlung dem Reichstanzler Hermann Müller übertragen worden ist, steht die Delegation für die Tagung des Völkerverbands, die am 30. August beginnt, wie im Juni, unter Führung des Staatssekretärs von Schubert. Ihre Abreise ist für kommenden Montag in Aussicht genommen.

Stresemann bei Poincaré

Ueber die Rheinlandräumung wird nicht verhandelt — Das Ergebnis der französischen Ministerbesprechung

Paris. Das Hauptinteresse der französischen Öffentlichkeit für die Kelloggtagge konzentriert sich auf die Zusammenkunft Stresemann und Poincaré. Diese wird, wie die Information feststeht, am Sonntag stattfinden. Bei der Zusammenkunft sollen alle Fragen erörtert werden, die Frankreich und Deutschland besonders angehen. Am Montag wird Paris anlässlich der Paktunterzeichnung zum ersten Male seit 1914 offiziell die deutsche Flagge hissen. Zu Ehren der bei der Paktunterzeichnung anwesenden Nationen legt der Quai d'Orsay den Flaggenschmuck der 15 Signatarmächte an.

Paris. Der Intransigant bringt interessante Einzelheiten über die Ausführungen des französischen Außenministers während des Ministerrates, am Donnerstag, soweit sie die Rheinlandfrage betreffen. Aus diesen Äußerungen Briands gehe die Erwartung der französischen Regierung hervor, daß Dr. Stresemann in den Unterhandlungen mit Briand und Poincaré die Rheinlandfrage ansprechen werde. Auf französischer Seite werde man dagegen nichts zur Herbeiführung einer solchen Aussprache tun. Briand soll sich in sehr bestimmter Weise dahin ausgesprochen und hierfür auch die Zustimmung aller seiner Ministerkollegen gefunden haben, daß er die deutschen Erklärungen zur Rheinlandfrage nur entgegennehmen, sich jedoch nicht in Verhandlungen einlassen werde. Sogar der französische Finanzminister Martin, der bekanntlich auf das befestigte die Rheinlandräumung bekämpft, soll sich unter dieser Voraussetzung der Auffassung Briands angeschlossen haben.

Die Auffassung der französischen Regierung, die diese seit längerer Zeit hege und deren Vater Poincaré zuläuft, geht dahin, daß die Räumung des Rheinlandes nur im Zusammenhang mit einer Revision des Dawesplanes und einer allgemeinen Schuldenregelung erfolgen könne, mit anderen Worten, das Rheinland könne vor der festgesetzten Zeit nur geräumt werden, wenn eine Herab-

setzung der französischen Schuldenlast erfolge. Weitere Voraussetzungen seien Gegenleistungen Deutschlands auf dem Gebiete der Sicherheit für Frankreich und seine Alliierten. Da die Washingtoner Regierung keineswegs die Absicht habe, ihre Forderungen herabzusetzen, sei eine baldige Rheinlandräumung unwahrscheinlich. Man rechnet jedoch mit der Möglichkeit, daß sich nach den amerikanischen Präsidentschaftswahlen die Lage ändern werde. Ob und wann die französische Regierung erneut um eine Herabsetzung ihrer Schuldenlast die Vereinigten Staaten angehen werde, sei noch völlig ungewiß. So viel steht jedoch fest, daß mit Staatssekretär Kellogg über die Schuldenfrage nicht verhandelt werden könne, sondern sobald man den rechten Augenblick für gekommen erachte, mit dem amerikanischen Schatzsekretär Mellon.

Zugentgleisung im Korridor

Danzig. Freitag morgens entgleisten auf der Strecke Gieslertshausen-Strasbourg, unweit der Station Koszajad, zwei Wagen des von Danzig nach Warschau fahrenden Schnellzuges. Die beiden Wagen wurden zertrümmert und 16 Personen mehr oder weniger schwer verletzt. Da die Strecke durch die Trümmer gesperrt ist, hatten sämtliche, diese Strecke befahrenden Eisenbahnzüge, mehrstündige Verspätungen.

Ein neues polnisch-Danziger Abkommen

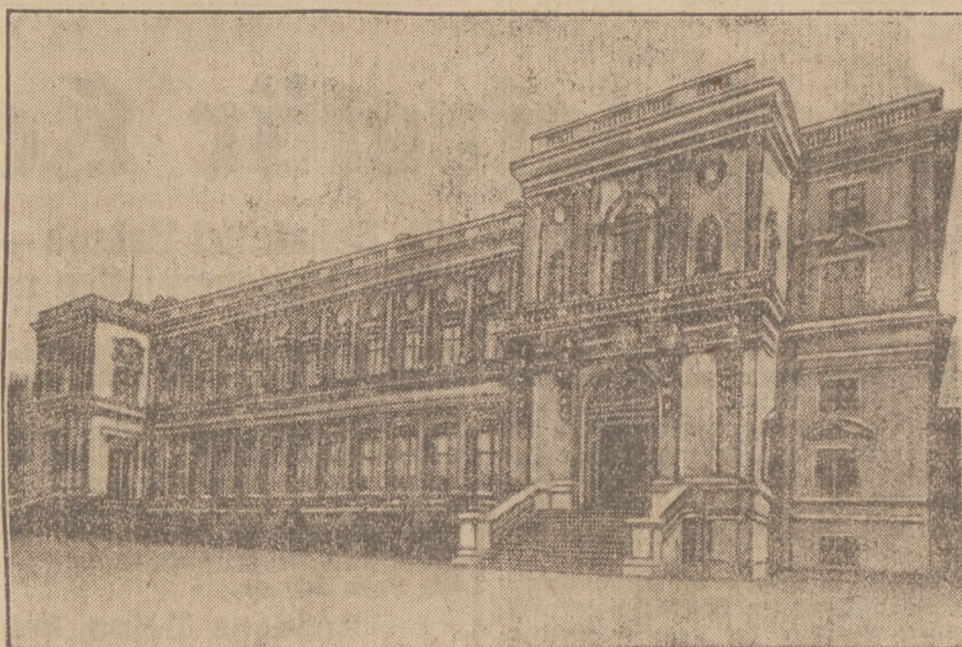
Danzig. Zwischen der Freien Stadt Danzig und der Republik Polen wurde nach monatelangen Verhandlungen am Freitag unter Zugrundelegung des polnisch-Danziger Abkommens vom 12. August 1923 ein Protokoll über die Anwendung der Ausfuhrzölle unterzeichnet. Auf Grund dieses Protokolls wird die polnische Regierung demnächst Verordnungen herausgeben, die sich auf die Regelung dieser Frage im Laufe des Wirtschaftsjahres vom 1. April 1928 bis 31. März 1929 beziehen.

Gegen ein „Königreich“ Albanien

Jugoslawischer Protest — Auch Fürst Wied gegen Zogus Konkurrenz

Belgrad. In Belgrad verfolgt man die Ereignisse in Albanien mit großer Aufmerksamkeit. In diplomatischen Kreisen ist man gespannt, welche Haltung die jugoslawische Regierung gegenüber der für Sonntag angekündigten Thronbesteigung Ahmed Zogus einnehmen wird. Die jüngsten Besuche der ausländischen Diplomaten bei dem stellvertretenden Außenminister Schumentowitsch stehen mit den albanischen Vorgängen im Zusammenhang. Wie in politischen Kreisen verlautet, hat die jugoslawische Regierung den interessierten europäischen Großmächten mitgeteilt, daß sie gegen Ahmed Zogus Thronbesteigung keinen Einspruch erheben werde. Sollte sich jedoch Ahmed Zogu zum König der Albanier proklamieren lassen, so müßte die jugoslawische Regierung allerdings dagegen Einspruch erheben, da in Jugoslawien selbst mehrere hunderttausend Staatsangehörige albanischer Nationalität leben. Die Großmächte sollen diesen Standpunkt der Belgrader Regierung gebilligt und ihn auch den Regierungen von Rom und Tirana mitgeteilt haben.

Berlin. Wie die Abendblätter melden, hat die Berliner Vertretung der „Associated Press“ den Fürsten zu Wied gebeten, sich zu den englischen Meldungen zu äußern, wonach er erneut Ansprüche auf den albanischen Thron angemeldet haben soll. Darauf ist vom fürstlichen Kabinett folgendes Antworttelegramm eingegangen: „Fürst Wilhelm hat 1914 Albanien unter Wahrung aller seiner Rechte verlassen. Er hält für sich und seine Nachkommen alle Ansprüche auf den Thron auch jetzt noch aufrecht, trotz der persönlichen Königswünsche Ahmed Zogus. Die Mehrheit des albanischen Volkes hängt auch jetzt noch dem Fürsten an. Für seine Rückkehr ist aber eine freie unbefugte Abstimmung zur Zeit unmöglich. Frei von persönlichem Ehrgeiz, nur das Wohl des albanischen Volkes im Auge, will der Fürst jetzt äußere und innere politische Schwierigkeiten vermeiden; er wartet den kommenden richtigen Zeitpunkt ab.“



Der Ort der Unterzeichnung des Kelloggpattes wird das Auswärtige Amt am Quai d'Orsay zu Paris sein.

Polen warf ab

Warschau. Die halbamtliche „Epoka“ erzählt, daß Minister Zaleski nicht beabsichtigt, auf die letzte Note des litauischen Ministerpräsidenten Woldeparas zu antworten. In dem Artikel heißt es: „Da die klare Tendenz vorliegt, die Verhandlungen mit Polen bis ins Unendliche in die Länge zu ziehen, wie es sich aus dem diplomatischen Schriftwechsel mit Woldeparas ergibt, muß es als nutzlos erkannt werden, mit Woldeparas eine Erörterung fortzusetzen. Uebrigens scheint auch aus den letzten Depeschen aus Genf sowie aus den europäischen Hauptstädten hervorzugehen, daß die öffentliche Meinung der ganzen Welt sich vollkommen darüber klar ist, daß die Verantwortung für das Scheitern der polnisch-litauischen Verhandlungen ausschließlich auf Litauen fällt.“

Sacco-Banzetti-Kundgebung in New York

London. Nach Meldungen aus New York fand dort anlässlich der Wiederkehr des Jahrestages der Hinrichtung von Sacco und Banzetti eine Kundgebung von etwa 2500 Personen statt, die ohne größere Störung verlaufen ist. Mehrere Redner richteten scharfe Angriffe gegen den für die Schuldigsprechung verantwortlichen Richter Thayer und den Gouverneur Fuller, der die Begnadigung abgelehnt hatte.

Hassel und Cramer wahrscheinlich gerettet

Berlin. Wie die B. Z. aus Kopenhagen berichtet, darf, nachdem aus Grönland eintreffenden Meldungen damit gerechnet werden, daß die Flieger Hassel und Cramer gerettet sind und gefunden wurden. Die große Frage ist nur, ob sie den Landungsplatz beim Søndre-Strömfiord erreicht haben, oder gar zu anderweitiger Landung gezwungen worden sind, als sie am Sonntag vormittag um 10 1/2 Uhr die kleine auf dem 63. Grad nördlicher Breite gelegene Siedlung Fiskenasjet überflogen. Wahrscheinlich hatte Hassel, als er Fiskenasjet überflog, genügend Benzin, um den Flug nach dem Søndre-Strömfiord restlos zu können und hat darum eine 100 Kilometer südlich von Fiskenasjet gelegene sandige Ebene, die für die Flieger sichtbar war, und die Hassel also unter allen Umständen gesehen haben muß, zum Landungsplatz gewählt. Von dieser Sandebene nach der Siedlung Frederiksha ab sind 80 Kilometer, so daß es einige Zeit beanspruchen wird, ehe die Verbindung mit den Fliegern hergestellt werden kann.

Schweres Untergrundbahnunglück

New York. Während der Hauptverkehrszeit entgleiste im Zentrum New Yorks ein vollbesetzter Zug der Untergrundbahn. Bisher wurden 21 Tote und etwa 100 Verletzte festgestellt.

terzeichnet wurde, hat England lieber einen Teil seines europäischen Einflusses aufgegeben und mit Frankreich ein Flottenabkommen getroffen, welches sich in aller Offenheit gegen den amerikanischen Einfluß in Europa wendet und in Washington auch so ausgelegt wird. England hat sich wieder als der flüchtige Diplomat erwiesen und das was man in Paris als Kriegsverächtungspakt unterzeichnen will, ist seiner Bedeutung schon entleert, denn das Gleichgewicht ruht in Englands Händen, als stärkste Macht zur See in einem französischen Bündnisabkommen, während es Frankreich die militärische Hegemonie in Zentraleuropa festigt. Daraus geht auch die Abkehr von Italien hervor, daraus resultiert auch die Wandlung der Balkanpolitik, daraus auch der wachsende Einfluß Frankreichs und der schärfere Gegensatz gegen Italien, deren Studenten dieser Tage demonstrativ Paris anlässlich der olympischen Spiele verlassen, um gegen Frankreichs Geist zu demonstrieren. Es ist schwer im Rahmen eines Artikels die ganzen weltpolitischen Gegensätze aufzuweisen, die sich mit und um den Kelloggspakt abspielen und die seine ganze Bedeutung abschwächen, weil der wirkliche Zweck, den Krieg zu vermeiden, doch nur veranschlagt wird. Verschwommen, weil die Hauptverantwortlichen sich im Kelloggspakt die Freiheit der Rüstungen sichern, während der eigentliche Sinn die Abrüstung auf Umwegen sein sollte. Nicht über den Inhalt des Paktes zu reden ist unsere Absicht, sondern die Gründe aufzuzeigen, die sich weltpolitisch daran binden, und die Folgen, die doch zu einer Auseinandersetzung zwischen England und Amerika führen werden. Gewiß kann eine kriegerische Auseinandersetzung verhindert werden, wenn der Sinn des Kelloggspaktes sich durchsetzt, wenn die Weltabrüstungskonferenz wirklich zum Ziele führen wird. Aber hierfür liegt nur die geringste Wahrscheinlichkeit vor und man muß schon sagen, daß die enge Bindung, die sich jetzt zwischen England und Frankreich durch das Flottenabkommen vollzogen, eher dazu beitragen und die Weltabrüstungskonferenz zu sabotieren, als sie im Völkerbund schärfer zu betreiben. Amerikas Abwehr gegen England, nicht gegen Europa, welches es finanziell beherrscht, ist der Sinn des Kelloggspaktes. Aber wo diese Diplomatie der Intelligenz endet wird, dies vermag heut noch niemand zu sagen.

Europa hat ein großes Interesse an der Unterzeichnung des Kelloggspaktes und man wird verstehen, warum sich auch die Kleinstaaten oder die Neugründungen, so lebhaft um die Unterzeichnung bemühen. Frankreichs Trabanten auf dem Kontinent glauben im Kelloggspakt ein Mittel zu finden, welches ein für alle Male eine Revision der Friedensverträge ausschließt. Aber hierin wird man sich täuschen, wenn man glaubt, daß Amerika sich durch den Kelloggspakt verpflichtet, die Friedensverträge zu garantieren, deren Ratifizierungen es abgelehnt hat und auch den Völkerbund als Schlichtungsinstanz ablehnt und dafür die Schiedsgerichtsbarkeit forciert. Und so könnte man den Kelloggspakt noch manch andere Deutung geben, der weit davon entfernt ist, den Krieg zu ächten, sondern mehr ihn mit der Friedenspalme zu betreiben. „Krieg dem Kriege“ ist die Parole, die uns Kellogg nach Europa bringt. Rüstet, damit ihr nicht überhastet werdet, ist der Ruf, den ihm die Großmächte verleihen. Der große Betrug der Staatsmänner, die den Krieg vorbereiten, um den Frieden zu sichern!

Weitere Verhaftungen in Riga

Riga. Die für Freitag angekündigten Kundgebungen der unabhängigen Sozialdemokraten haben nicht stattgefunden. In Riga herrscht vollkommene Ruhe. Es sind weitere Verhaftungen und Hausdurchsuchungen vorgenommen worden. Unter den Verhafteten befinden sich zwei weitere Vorstandsmitglieder der unabhängigen sozialdemokratischen Partei. Aus beschlagnahmten Schriften geht hervor, daß die Hauptorganisatorin der Unruhen die verbotene jedoch geheim fortbestehende kommunistische Partei gewesen ist, der von Moskau mit der Entziehung der Unterstützungen gedroht worden war, falls sie sich nicht zu größerer Aktivität entschließen.

Typhus in Warschau

Warschau. Die Mitte August ausgebrochene Typhusepidemie hat sich in den letzten beiden Wochen bedeutend ausbreitet. Zulezt wurden 44 Fälle gezählt. Den ärztlichen Berichten nach ist mit einem weiteren Ausbreiten der Seuche zu rechnen.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

65)

Aus diesem Grunde und weil ich Ihre Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit kenne und volles Vertrauen zu Ihrer Schwiegenheit habe, möchte ich Ihnen jetzt die genaue Geschichte des Todes Emil Loubas schreiben. Sein anrüchlicher Lebenswandel allerdings dürfte einer Beschreibung aus meiner Feder spotten.

Lassen Sie mich erst ein wenig über mich selbst berichten. Ich wurde in dem Dorfe Buckfast-on-the-Moor in der Grafschaft Devonshire geboren. Mein Geburtsjahr war 1859, so daß ich heute an der Schwelle der Greisenjahre stehe, falls ich sie nicht schon überschritten habe. Mein Vater war Farmer, ein Mann, der sich eines irdischen Rufes erfreute als geschickter Tierarzt, obgleich er, soweit ich weiß, auf keiner der größeren Veterinärschulen promoviert hatte. Meine Mutter stammte aus Gloucestershire und verlebte mir bis auf den heutigen Tag im Gedächtnis als Muster und Vorbild der grande dame aller Zeiten.

Von der Universität Cambridge aus wurde ich als Student beim St. Bartholomew-Hospital angenommen. Während ich dort war, starben mein Vater und meine Mutter kurz hintereinander und hinterließen ihre Vermögen zu gleichen Teilen mit meinem Bruder Philipp, einem jarten jungen Menschen von einer Veranlagung, wie ich sie ähnlich zart selten angetroffen habe. Ich liebte ihn sehr — armer Junge!

Es wurden zwischen uns vereinbart, daß er die Farm weiterbetreiben sollte, möglichst in dem Stil, den mein verstorbener Vater angewandt hatte. Philipp liebte das Landleben über alle Maßen und interessierte sich außerordentlich für Landwirtschaft, so daß unsere Abmachung in jeder Beziehung das Beste für alle Beteiligten war. Das Grundstück war sehr ausgedehnt und wurde unter Philipps Verwaltung womöglich noch gewinnbringender als unter der meines teuren Vaters. Mein eigenes Einkommen war daher beträchtlich und viel größer als das irgendeines meiner Mitstudenten am Hospital, so daß ich es mir leisten konnte, bei meinem Studium sowohl in die Länge wie in die Tiefe zu gehen.

Ich kaufte mir dann eine Praxis in Exeter und war im Alter von fünfunddreißig Jahren in der Kathedralstadt viel-

leicht einer der populärsten Ärzte, wenn ich mir diese kleine Eitelkeit erlauben darf.

Nach während ich studierte, lernte Philipp ein Mädchen kennen, verliebte sich in sie bis über die Dächer und sie heirateten. Ich gebe zu, daß ich diese Nachricht mit Skepsis aufnahm, denn Philipp war ein keineswegs gefunder Mann und unter gar keinen Umständen ein Mensch, für den ich, wäre ich befragt worden, die Sorgen und Leiden des Ehelebens verschrieben hätte.

Philipps Frau war ein Mädchen von einzigartiger Schönheit. Ich hatte mich auf eine Schönheit gefast gemacht, aber Elisabeth Warden war doch noch etwas auferdem. Sehen Sie sich Beryl an und dann sehen Sie sich die Durchschnittsfrauensschönheit zum Vergleich an, und Sie werden ohne weiteres den Unterschied verstehen, den ich meine, nämlich den Unterschied zwischen Schönheit und Liebreiz.

Ich hatte sie vom ersten Augenblick an gern. Als sie im Wochenbett lag, machte ich im Geiste fast obenstiel Qualen durch wie Philipp. Das Kind wurde ein Mädchen, und Philipp nannte es nach unserer Mutter Kathleen. Sie gab es ein süßeres Geschöpf als meine kleine Kate, denn das Schicksal wollte, daß sie mein werden sollte. Wen ich zurückdenke und mir alles überlege, was das arme kleine Pückerl durchmachen sollte, dann glaube ich, hätte ich voraussehende Gaben besessen, ich hätte sie eher getötet, wie sie da lächelnd und unverständliche Laute ausstößend in ihrer Wiege lag.

Elisabeth erholte sich nie mehr richtig. Kate war sieben Jahre alt, als ihr die Mutter starb. Der arme Philipp folgte ihr drei Monate später ins Grab nach, und ich nahm das verwaisete Kind in meine Obhut. Zu jener Zeit gab ich meine Praxis in Exeter auf und hatte schon ein Haus in der Devonshire Street in London gekauft, denn mein Privatvermögen nebst dem Verkauf meiner Praxis versetzten mich in die Lage, ein solches Wagnis wie es eine Praxis in London ist, zu versuchen. Mein Buch über „Krankheiten des Nervenzentrums“ hatte die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, und ich war nicht allzu lange in London, bevor sich mein Konsultationszimmer mit einer unaufhörlichen Reihe von Patienten füllte.

Kate blieb bis zu ihrem zehnten Lebensjahr bei mir, dann sandte ich sie in eine ausgezeichnete Vorbereitungsschule nach Gloucestershire, wo sie sehr glücklich und zufrieden aufwuchs. Die Farm war verkauft worden und hatte eine respektable Summe

eingebraucht und die eine Hälfte stellte mein Privatvermögen dar, was ich ja schon erwähnt habe.

Die Zeit, die nun folgte, verlief ebenmäßig. Als Kate vierzehn Jahre alt war, ließ ich sie eine bessere Schule in Cheltenham besuchen — wohl die größte und beste höhere Mädchenschule Englands. Sie war reiflos glücklich, und obgleich ich in ihrem Charakter eine romantische Ader entdeckt hatte, war ich dadurch nicht besonders beunruhigt. Sie liebte den Orient und während ihrer vergnügten Ferientage — sie waren mir ein Vergnügen und, wie ich glaube, ihr auch — pflegte sie von nichts anderem als von den Wundern des Orients, des neuen und des alten, schwärmen, zu schwärmen. Die Dichter des Ostens kannte sie aus dem Effeff; sie konnte Hafiz zitieren wie nichts. Das alles machte mir Spaß.

Mit vierzehn Jahren war sie hübsch. Mit sechzehn war sie genau wie ihre Mutter, das lieblichste, entzückendste Kind, das Gott je zur Verschönerung der Welt auf die Erde gesandt hat. Die meisten Ferien, selbst die Sommerferien, verbrachte sie bei mir in der Devonshire Street.

Bei einem solchen Schulurlaub traf sie mit Hurley Brown zusammen, einem jungen Offizier im West Suffolk Regiment, Sohn eines Exeter Kollegen von mir, einem aufrechten, braven Kerl, wie man wohl selten wieder einen antrifft. Er war auf Urlaub von seinem Regiment, das damals, soviel ich mich entsinne, im Vagabund stationiert war. Wie dem auch sei, er war ein Bewunderer des Orients, und sie ließ sich entzückt seinen Geschichten aus dem alten Ägypten, seinen farbenfrohen Worgemälden von östlichen Städten und Menschen.

Obgleich sie erst sechzehn Jahre alt war und er zehn Jahre älter als sie, war er sofort in sie verliebt. Das Kate betrifft, so ist es mir klar, daß ihre Zuneigung zu ihm derselben Wurzel entsprang, wie die Liebe Desdemonas zu Othello — sie liebte ihn der Geschichten wegen, die er erzählte! Er sagte nichts zu ihr und auch nicht zu mir. Er hatte von seinem Großvater etwas Geld ererbt, kehrte nach England zurück, und da gerade unsere alte Buckfast Farm zum Kauf angeboten wurde, erstand er sie, wurde sesshaft und führte das Leben eines Grundbesizers. Er erlaubte sich eine einzige Extravaganz, nämlich eine kleine Wohnung in London, und hier hielt er sich immer in den Monaten auf, wenn Kate zu ihrem Schulurlaub nach Hause kam.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Ministerrat über den Harriman-Kauf

Der polnische Ministerpräsident Bartel, der gestern morgen bei der Heimreise Berlin passierte, erklärte dem dortigen Korrespondenten eines Warschauer Mittagsblattes, er werde in den nächsten Tagen bereits eine Sitzung des sogenannten Wirtschaftsausschusses des Ministerrates leiten, die zu der Harriman-Transaktion in Ostoberschlesien Stellung nehmen soll. Diese gutachtliche Stellungnahme werde auf Grund von Berichten des Handels- und des Finanzministers erfolgen und die Unterlage für die endgültige Entscheidung des Kabinetts bilden, das Anfang nächster Woche zusammenzutreten werde. Diese Kabinettsitzung werde sich gleichzeitig auch mit aktuellen Handelsvertragsverhandlungen beschäftigen.

In den beteiligten polnischen amtlichen Kreisen nimmt man an, daß das erste Thema der am 10. September beginnenden neuen Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland die Frage der polnischen Zollnachlässe sein wird. Die Voraussetzungen dieses Teiles des Vertragsabschlusses haben sich in den Verhandlungspausen wesentlich durch das inzwischen abgeschlossene Zusatzabkommen zu dem Handelsvertrag zwischen Polen und der Tschechoslowakei geändert. Für eine Reihe Warenpositionen, an denen auch Deutschland interessiert ist, sind dadurch die valorisierten Zollsätze wieder mehr oder weniger ermäßigt worden. Im Falle der Gewährung des gegenseitigen Meistbegünstigungsrechtes zwischen Deutschland und Polen würde also dieser Teil der Ermäßigungen automatisch auch der deutschen Ausfuhr zugute kommen. Man erhofft hier von der Berücksichtigung dieser Tatsache durch den deutschen Verhandlungspartner eine Vereinfachung und Abkürzung des nächsten Verhandlungsabschnittes.

Maßnahmen der Schlesienschen Kleinbahngesellschaft gegen den Schmuggel ihrer Beamten

Die Schlesienschen Kleinbahngesellschaft läßt auf Grund einer Forderung der in der polnischen Berufsvereinigung organisierten Straßenbahner seit dem 23. August die Straßenbahnzüge auf der Strecke Rattowitz-Königschütte-Beitzen nur bis zur polnischen Landesgrenze verkehren. Diese Maßnahme soll auch später auf die übrigen Strecken ausgedehnt werden und wurde damit begründet, daß das Personal vor dem Versuch zu schmuggeln, bewahrt werden soll, weil schon öfters Beamte wegen dieser Vergehen bestraft und entlassen werden mußten.

Die polnische Presse begrüßt diese Maßnahme, weil dadurch kein deutsches Straßenbahnpersonal, das nur die Ausbreitung des Deutschtums fördere, nach Ostoberschlesien herüberkommt.

Schikane oder Unkenntnis?

Vor einigen Tagen wurde beim Grenzübergang zwischen Zabrze und Ruda ein in Ostoberschlesien wohnender und hier beschäftigter Buchdrucker einer sehr gründlichen Revision durch Zollbeamte unterzogen. Stark interessierten die Grenzer die Zeitungen wie „Welt am Montag“, „Hindenburg Volksblatt“ und „Reichsbanner“, die der Betroffene bei sich hatte und die sehr sorgfältig studiert wurden. Schließlich erklärte einer der Zollbeamten, daß die Einfuhr dieser Blätter für Polen verboten sei und daß sie entweder vernichtet oder die Grenze nicht passiert werden dürfe. Um keine Zeit mehr zu verlieren, warf sie der Buchdrucker in den Ofen der Zollstation, was sichtlich Befriedigung bei den Zollbeamten verurteilte.

Unseres Wissens besteht ein Verbot für die genannten Blätter nicht, denn die „Welt am Montag“ ist hier sogar im Freihandel erhältlich. Es kann sich also nur um einen Willkürakt eines Zollbeamten handeln. Oder sollte doch irgend ein Verbot bestehen, welches nur für den Grenzübertritt Geltung hat? Aber das ist nicht gut möglich und denkbar und deshalb ist es notwendig, daß die Myslowitzer Zollverwaltung ihre Beamten genau orientiert, was für Blätter nach Polen nicht hineingebracht werden dürfen, aber auch dafür sorgt, daß man solche Übergriffe wie der hier geschilderte, nicht ungeduldet bleiben. Andernfalls müßten solche Grenzvorfälle als Schikane angesehen werden, keineswegs mehr als Unkenntnis.

Denn zu Analphabeten sind wohl unsere Zöllner nicht zu rechnen.

Weiterer Auswanderer-Transport nach Frankreich

Durch die Zentral-Auswandererstelle in Myslowitz wird am Dienstag, den 28. d. Mts., wiederum ein größerer Transport polnischer Emigranten nach Frankreich verschickt. Durch Aushang in den einzelnen Arbeitslosenämtern wird darauf hingewiesen, daß Anmeldungen von Erwerbslosen für diesen Auswanderer-Transport noch entgegengenommen werden. Zu einem großen Teil werden diesmal jedoch Arbeitslose aus Kongresspolen verschickt.

Die Verkehrskarten von 1928 auch für 1929 gültig

Zwischen der preussischen und polnischen Regierung ist eine Vereinbarung geschlossen worden, nach der die Gültigkeit der für 1928 ausgegebenen Verkehrskarten für 1929 verlängert wird. Im Gegensatz zu bei den Verlängerungsverfahren der früheren Jahre, in denen lediglich eine Neuabstempelung der Jahreszahl vorgenommen wurde, müssen diesmal die Verkehrskarten nochmals von der Ausstellungsbehörde und dem gegenzeichnenden Konsulat (also die ostoberschlesischen Verkehrskarten vom polnischen Generalkonsulat Beuthen und die westoberschlesischen Verkehrskarten vom deutschen Konsulat Rattowitz) neu abgestempelt werden. Für die Zeit dieses Neuabstempelungsverfahrens werden doppelpraktische Bescheinigungen nach einem vereinbarten Muster mit einer Gültigkeitsdauer von sechs Wochen als Ersatz für die bei den Behörden zur Neuabstempelung liegenden Verkehrskarten ausgegeben. Sofern die Neuabstempelung der Verkehrskarten innerhalb sechs Wochen nicht erledigt ist, kann auf Verlangen eine weitere gleichartige Bescheinigung ausgestellt werden. Die Neuabstempelung

Die Hungerlöhne auf den Fürstlich-Blessischen Gruben

Der Feudalherr Fürst von Pleß wurde anlässlich der Fahrenweihe auf Heinrichsgrub als ein gerechter Arbeitgeber gepriesen. Das heißt also, daß es seinen Arbeitern nicht schlecht geht. Aber es geht ihnen schlecht, sogar erbärmlich schlecht in jeder Beziehung. Dafür nachstehendes Beispiel.

Die Bradegrube, sie gehört auch zu dem fürstlichen Besitz, braucht Förderleute und gibt das durch Aushang bekannt. Nun laufen fast 11 000 Kumpels arbeitslos umher, von welchen auf das Pleßer Revier eine stattliche Anzahl entfällt. Aber keiner der Arbeitslosen meldete sich, niemand verspürte Lust, auf der Bradegrube sich anlegen zu lassen. Die Erklärung dafür ist sehr einfach. Die arbeitslosen Kumpels schreden vor den Hungerlöhnen zurück, die der gerechte Arbeitgeber Fürst von Pleß bezahlt. 8 Stunden in den Dreilöchern der Bradegrube für 3,50 Zloty täglich zu schufteln, lohnt wirklich nicht, denn was kommt dabei für den Kumpel heraus. Vielleicht rechnen uns das die Arbeitgeber vor!

Die Bradegrube benötigte aber dringend Arbeiter und so wurde ein Agent nach Galizien beordert. Dem gelang es auch 8 Mann anzuwerben, weil er ihnen vorlag, sie werden 6-8 Zloty täglich verdienen. Als diese auf der Anlage ankamen und den wahren Sachverhalt erfuhr, zog es die Hälfte vor, sofort wieder abzureisen, während die andere gezwungen waren, sich anlegen zu lassen, weil sie kein Rückreisegeld mehr

hatte. Der Verwaltung war das nicht angenehm und deshalb gleich eine strenge Unteruchung eingeleitet, wer die Leute aufgewiegelt hatte. So sieht es bei dem gerechten Arbeitgeber aus.

Und so wie es auf der Bradegrube ist, gehts auch auf den anderen Gruben-Anlagen der Fürstlich-Blessischen Verwaltung zu. Bemerkenswert ist besonders die starke Abwanderung der jungen Leute, die nach Ostoberschlesien gehen oder beim Privatunternehmer Arbeit aufnehmen, weil sie hier besser bezahlt werden. Um dem aber einen Kiesel vorzuschieben, erließ die Hauptverwaltung einen Ukas an alle Privatunternehmer, die unter ihrer Leitung stehen, daß solche Leute nicht aufgenommen werden dürfen und die bereits in Arbeit stehenden unverzüglich zu entlassen sind. Größtenteils ist die Anordnung auch befolgt worden, aber die Verwaltung erreichte nicht das Gewünschte. Noch keiner von ihren Leuten, die den Abfahrtschein nahmen, ist bisher zurückgekehrt.

Warum sich die führenden Gewerkschaften mit diesen recht interessanten Vorgängen im Pleßer Revier nicht beschäftigen, ist uns nicht recht erklärlich. Hier hätten sie doch ein außerordentlich dankbares Gebiet, auf dem sie ihre Existenzberechtigung nachweisen könnten. Oder sind sie auch der Ueberzeugung, der Fürst von Pleß sei ein gerechter Arbeitgeber? Man könnte es annehmen.

Deutsche in Polen

Eine genaue Statistik über die Zahl der Deutschen in Polen ist nicht vorhanden, weil die letzte Volkszählung vom 30. Juni 1921 das polnisch-oberschlesische Gebiet nicht umfaßte und gerade hier leben Deutsche. Auch die letzte Statistik von 1921 in den westlichen Gebieten, wie Posen und Pommerellen, hat seit der genannten Zeit eine Veränderung erfahren, weil ein Teil der dortigen Deutschen ausgewandert ist. Dort wurden die sogenannten Liquidationen durchgeführt, die viele Deutsche verdrängten. Nach einer deutschen Quelle leben in Pommerellen 110 000 und in Posen 220 000 Deutsche, insgesamt also in den beiden Provinzen 330 000 Deutsche. Diese Zahl dürfte so ziemlich zutreffend sein, weil auch das deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart die Deutschen in den beiden Provinzen mit 300 000 schätzt. Schließlich haben die letzten Sejmwahlen den besten Beweis dafür erbracht, daß das Deutschtum in den beiden Provinzen ungebrochen ist.

In Westschlesien liegen genaue statistische Zahlen vor. Hier wurden im Jahre 1921 29 000 Deutsche gezählt, die heute eher eine Vermehrung als eine Verminderung erfahren haben dürften.

Die Zahl der Deutschen in Polnisch-Oberschlesien festzustellen, ist keine einfache Sache. Die polnische Presse behauptet, daß das Deutschtum hier zusehends abnehme und beruft sich auf die letzten Schulanmeldungen. Die Schulanmeldungen beweisen gar nichts, insbesondere wenn man die Propaganda des polnischen Westmarkenverbandes berücksichtigt. Die letzte Volkszählung in Oberschlesien, fand im Jahre 1910 statt, doch sind diese Zahlen heute nicht mehr verlässlich. Im Jahre 1910 zählte das heutige Polnisch-Oberschlesien 892 000 Einwohner in welchem 265 000 Deutsche lebten. Nun ist seit dieser Zeit eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen. Die Einwohnerzahl in Polnisch-Oberschlesien ist um rund 100 000 Seelen gestiegen und die Zahl der Deutschen wahrscheinlich auch. Auch sind vor und nach der

Uebernahme Polnisch-Oberschlesiens durch Polen, Veränderungen vor sich gegangen. Die deutschen Staatsbeamten, die Intellektuellen und viele Handwerker und Kaufleute haben Polnisch-Oberschlesien verlassen und sind nach Deutschland ausgewandert. In der Bevölkerung selbst, ist auch eine Wandlung auf dem nationalen Gebiete eingetreten. Aus dem ehemaligen Galizien und Kongresspolen kamen viele Beamte nach hierher. Wir sind also, wenn es sich um die Zahl der Deutschen handelt, auf Vermutungen angewiesen. Von deutscher Seite schätzt man die Zahl der Deutschen auf 300 000, während von polnischer Seite nur 220 000 Deutsche geschätzt werden. Von polnischer Seite wird besonders darauf hingewiesen, daß nach der Uebernahme tausende von Oberschlesiern sich polonisiert haben, weshalb die Zahl der Deutschen geringer geworden ist. Dagegen sprachen jedoch jedesmal die Wahlergebnisse für die Sejms und die Kommunen. Die Schulstatistik, die ebenfalls von polnischer Seite angezogen wird, beweist gar nichts. Das einfachste wäre, hier eine Volkszählung durchzuführen, die uns ein klares Bild über die nationale Zugehörigkeit geben würde, doch wagt man diesen Versuch nicht. Bei Berücksichtigung der Schulstatistik wird die Zahl der Deutschen in der schlesischen Wojewodschaft mit 257 000 angenommen. In Bielitz werden 65 Prozent Deutsche angegeben, in Rattowitz nur 45 Prozent. Tatsächlich ist die Stärkezahl der Deutschen in Rattowitz wesentlich höher und dürfte gegen 60 Prozent betragen. Nach der polnischen Aufstellung beträgt die deutsche Bevölkerung in der schlesischen Wojewodschaft 20 Prozent, in Polen 9,6 Prozent, Pommerellen 9,37 Prozent, in der Lodzer Wojewodschaft 5,6 Prozent, in Warschau 3 Prozent, in Wolhynien 2 Prozent, in Stanislaw 1 Prozent und in den übrigen Wojewodschaften weniger als 1 Prozent. Wenn wir die Gesamtzahl der Deutschen in Polen mit 1 Million angeben, so dürfte es nicht zu hoch gegriffen sein.

der Verkehrsarten kann bereits vom Monat September ab vorgenommen werden. Die Gebühr hierfür beträgt in Ostoberschlesien 1 Mk. Die Ersatzbescheinigungen werden kostenlos ausgestellt.

Reichsgesetzliche Neuregelung des Minderheitenschulwesens und polnische Minderheit

Zur Neuregelung des polnischen Minderheitenschulwesens in Preußen wird geschrieben:

„Die Lage der andersnationalen Volksteile ist im Deutschen Reich von jeher auf kulturellem und politischem Gebiet erheblich besser gewesen als dies z. B. bei den deutschen Minderheiten in den angrenzenden Nachbarstaaten der Fall ist. Trotzdem hat gerade der polnische Schulverein immer wieder in der Öffentlichkeit Forderungen erhoben, die mit den tatsächlichen Verhältnissen keineswegs in Einklang stehen. Es genügt zur Kennzeichnung der gegenwärtigen Lage, daß beispielsweise in Oberschlesien immer noch eine ganze Reihe von polnischen Minderheitenschulen aufrecht erhalten werden, obwohl der Besuch außerordentlich zurückgegangen ist und teilweise sogar überhaupt keine Schulkinder vorhanden sind. Im Interesse einer allgemeinen Klärung der Frage des Minderheitenschulwesens, wäre allerdings zu wünschen, daß man in Deutschland zu einer reichsgesetzlichen Regelung des Minderheitsrechts im Sinne einer Kulturautonomie käme. Diese Form ist von sämtlichen Gruppen auf dem europäischen Minderheitenkongreß als die geeignetste anerkannt worden, allerdings gerade mit Ausnahme der polnischen Vertreter aus Deutschland, weil sie ihre Gruppe einmal für zu schwach zu kultureller Selbstverwaltung halten, andererseits aber das Fehlen allgemeingültiger Bestimmungen immer wieder zur Agitation gegen Deutschland ausnützen wollen.“

Bestimmungen für den Fleischtransport

Nähere Bestimmungen über den Fleischtransport sieht eine neue Verordnung des schlesischen Wojewoden vom 16. Juli d. Js. vor. Danach muß den Sendungen von frischem Fleisch per Eisenbahn oder Schiff, ein Zeugnis des Tierarztes oder Fleischbeschauers beigelegt werden. Es handelt sich um eine Bescheinigung über die vorgenommene Vor- und Nachuntersuchung der abgeschlachteten Tiere am Schlachtort. Nach dem ärztlichen Befund dürfen die Tiere von ansteckenden Tierkrankheiten nicht befallen gewesen sein. Ferner muß sich das Fleisch für den Genuß vorbehaltlos eignen und frei von Trichinen sein. Das beigelegte Zeugnis muß den gleichen Stempel aufweisen, mit welchem das Fleisch gekennzeichnet worden ist.

Rattowitz und Umgebung

Bersammlungen des Verbandes ehem. Kriegsgefangener. Zwecks Gründung einer Ortsfiliale für den Bereich von Groß-Rattowitz, findet am morgigen Sonntag, nachmittags um 1½ Uhr im Saale „Tivoli“, ulica Kosciuszki (Beatostraße) in Rattowitz eine Bersammlung statt, welche vom Verbands der ehemaligen Kriegsgefangenen, Sig Rattowitz einberufen wird. — Eine weitere Ortsgruppe soll für die Ortschaften Antonienhütte, Neudorf, Bielschowitz, Maloschau, Kunzendorf, Paulsdorf, Haltemba, Kochlowitz, Althammer und Neudorf-Bor gegründet werden. Aus diesem Grunde wird am morgigen Sonntag zugleich in Neudorf-Antonienhütte (Roma-Wies), nachmittags um 1½ Uhr eine Gründungsversammlung des Verbandes im Saale der Frau Sprung, für alle ehem. Kriegsgefangenen aus den vorgenannten Ortschaften abgehalten. Auf beiden Bersammlungen wird über Organisationsfragen, sowie die Belange der ehem. Kriegsgefangenen referiert werden.

Auszahlungstermin für die „Actja Specjalna“. Nach einem Aushang des Arbeitsnachweisamtes, erfolgt die Auszahlung der „Actja Specjalna“ auf Zimmer 12 des Rathauses in Bogutschüh und zwar an jedem Montag, in der Zeit von 8-9 Uhr vormittags für weibliche Beschäftigungslose und von 9-10 Uhr vormittags für männliche Erwerbslose. Die Unterstützungsempfänger werden ersucht, sich strikt an die vorgeschriebene Zeit zu halten.

Vom Arbeitsmarkt. Innerhalb des Landkreises Rattowitz war in der letzten Woche ein Zugang von 151, dagegen ein Abgang von 200 Erwerbslosen zu verzeichnen. Eine vorübergehende Beschäftigung konnte 148 Personen auf Gruben- und Hüttenanlagen verschafft werden. Gestrichen worden sind aus der Eidenz 52 Personen, denen eine weitere Uterstützung nicht mehr zustand. Am Ende der Berichtswache wurden insgesamt 5763 Beschäftigungslose geführt. Eine laufende Unterstützung erhielten nach der „Actja Panstwowa“ 1925, und nach der „Actja Specjalna“ 1125 Erwerbslose. Die einmalige Beihilfe in Höhe von 15 bis 30 Zloty bezogen ferner 614 Beschäftigungslose.

Einheitskurschrift. Der Verein für deutsche Einheitskennographie in der Wojewodschaft Schlesien, der jetzt seine Tätigkeit auch auf Posen, Pommerellen und Lodz ausgedehnt hat, eröffnet in Rattowitz und Königschütte kurz nach Beginn des Schuljahres neue Anfängerkurse in der deutschen Reichskurschrift. Zeit und Ort des Unterrichts wird nach bekanntgegeben. Lehrbücher können schon jetzt von der Buchhandlung Georg Sirsz, Rattowitz, ul. Pilsudskiego, bezogen werden.

Anlegung einer provisorischen Fußgängerbrücke. Die Schachtarbeiten am neuen Flußbett der Rawa sind soweit fortgeschritten, daß inzwischen der Promenadenweg, welcher die Verbindung ab ulica Bankowa nach der Ferdinandgrube und dem Ortsteil

Börsenkurse vom 25. 8. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau 1 Dollar	amtlich = 8,91 zł
	frei = 8,92 zł
Berlin 100 zł	= 46.937 Rm.
Kattowiß 100 Rm.	= 213 05 zł
	1 Dollar = 8,91 zł
	100 zł = 46.937 Rm.

Bogutschütz herstellt, durchbrochen werden mußte. Für die Arbeiter der Ferdinandgrube, welche beim Schichtwechsel diesen Promenadenweg benutzen, ferner für die Passanten, welche nach Bogutschütz gelangen wollen, wird über dem neuen Kawafußbett zunächst eine provisorische Holzbrücke errichtet. Mit den Brückenarbeiten ist bereits begonnen worden. Später wird an der gleichen Stelle die eigentliche, massive Betonbrücke eingebaut.

Königshütte und Umgebung

Die Wintertartoffelversorgung.

Die diesjährige Wintertartoffelversorgung der Belegschaften der Gruben und Hütten erfolgt nach den Beschlüssen der Hauptkommission durch die vom Arbeitgeberverband geschaffene Kartoffelzentrale in Kattowiß. Neben der Abgabe der Kartoffeln zum Selbstkostenpreise, werden pro Familienmitglied 4 Zentner verabfolgt, eine Begrenzung für das Gesamtquantum ist nicht vorgesehen. Ernährer erhalten ebenso wie Verheiratete Kartoffeln, mit Ausnahme der Ledigen, die weder Kartoffeln noch Vorschüsse bekommen. (Auf Grund dieses Beschlusses, sollen scheinbar die vielen ledigen Arbeiter von der Luft leben.) Kartoffelvorschüsse erhalten nur diejenigen Arbeiter, die ihre Kartoffeln wegen zu weiter Entfernung ihres Wohnortes vom Arbeitsort nicht abnehmen können. Der Kartoffelvorschuß wird mit je 15 Hloty pro Familienmitglied berechnet, und darf höchstens 75 Hloty betragen. Der Kartoffelabzug und die Vorschüsse werden wieder in Raten vom Lohne in Abzug gebracht. In den nächsten Tagen werden Kartoffelbestellungen bei den einzelnen Verwaltungen entgegengenommen.

Helft den armen Kindern!

Wie der Magistrat bekannt gibt, findet auf Anordnung des Innenministeriums in der Zeit vom 16. bis 23. September eine allgemeine Sammelwoche zur Unterstützung armer Kinder statt. Auch in Königshütte hat sich bereits ein Komitee gegründet, dessen Sekretariat im Rathaus, Zimmer 47, sich befindet. Die Bürgerchaft wird um weitestgehende Unterstützung dieser Aktion gebeten, besonders durch Zuwendung freiwilliger Gaben in Natura und bar, die im obengenannten Sekretariat entgegengenommen werden.

Protektversammlung. Der Verband der Staats- und Gemeindesteuerverzahler in Königshütte und Umgegend hält am Sonntag, den 26. August, nachmittags 3 Uhr, im großen Saale des Hotels Graf Reden, eine Protektversammlung ab, zu der sämtliche Handwerker, Kaufleute, Gastwirte und kleine Händler eingeladen werden. Der Protekt richtet sich hauptsächlich gegen die hohe Umsatz-, Einkommen- und Patentsteuer, sowie gegen den Wirtschaftsfonds. Die Abgeordneten des Schlesiens und Warschauer Sejms, wie auch die Vorsitzenden der städtischen und staatlichen Finanzverwaltungen sind ebenfalls zu der Versammlung eingeladen. Daneben haben Zutritt nur Steuerzahler, die mit einer Eintrittskarte versehen sind, die an der Saalkasse und beim Herrn Brodacki, Wolnosci 1, Tel. 1558, Königshütte zu haben sind. In Anbetracht der Wichtigkeit der Tagesordnung ist im eigenen Interesse der Steuerzahler eine rege Beteiligung erwünscht.

Wichtig für Militärpflichtige. Alle im aktiven Heeresdienst oder in der Reserve stehenden Personen werden auf eine Veränderung der hiesigen behördlichen Kompetenzen aufmerksam gemacht. Demnach ist ein Teil dieser in Militärangelegenheiten der Polizeidirektion zugesprochen worden. Danach werden alle militärischen Angelegenheiten, die mit der Durchführung der Aushebung, Gewährung von Vergünstigungen und Hinauschiebung des Militärdienstes im Zusammenhang stehen, von da aus erledigt. Daher haben sich alle in den genannten Fragen interessierten Personen an das Militärbüro im Gebäude der Polizeidirektion an der ulica Gynnazjalna 25, Zimmer 12, zu wenden. Gesuche an den Magistrat in diesen Angelegenheiten sind zwecklos und haben durch die Weiterleitung erhebliche Zeitverluste im Gefolge.

Konzert des Blüthner-Orchesters in Königshütte. Das hervorragende Orchester, dessen Erfolg in Vorjahr unwirksam ist, befindet sich auf einer Gastreise nach Rumänien und wird außer in Kattowiß und Lemberg auch in Königshütte spielen. Es ist dies das einzige Konzert in West- und Ostoberschlesien. Programm und alles Nähere bringt das heutige Inserat. Der Kartenverkauf in Kattowiß findet täglich von 11 bis 1 Uhr an der Kasse, ul. Teatralna statt.

Das neue Schuljahr beginnt am 3. September. Nach einer Verfügung der Aufsichtsbehörde beginnt das neue Schuljahr 1928/29 in Königshütte in allen Lehranstalten und Volksschulen, am Montag, den 3. September.

Nicht geglikt. Ein gewisser Robert Sch. aus Beuthen, besuchte das Weinlokal von Schmalloch auf der ulica Moniuszki Nr. 3, ob und trank nach Herzenslust und war sehr vergnügt. Als er jedoch aufbrechen wollte, und zur Bezahlung seiner Zechen von 169 Hloty (!) aufgefordert wurde, machte er die Feststellung, daß sein ganzer Reichtum nur aus 70 Groschen bestand. Er wollte Geld gehabt haben, bloß es fehlt ihm jetzt, war eine faule Entschuldigung. Die hinzugerufene Polizei nahm sich seiner lebenswürdig an und gewährte ihm wegen Zedpresserei noch dazu ein Freiquartier. Auch wird sich Sch. wegen unerlaubter Grenzüberschreitung zu verantworten haben, da er keine vorchriftsmäßigen Papiere bei sich hatte, und die ihm auch gestohlen worden sein sollen.

Von der Polizeidirektion. Am Dienstag, den 28. August, vormittags 11 Uhr, werden im Hofe der Polizeidirektion an der ulica Gynnazjalna 25, mehrere als gefunden abgegebene Gegenstände versteigert und zwar 4 Stück Schubhülsen, 10 Kämme und 6 Taschenspiegel. Ferner kommt ein jugelauer brauner Dackelhund zur Versteigerung. — Am Donnerstag, d. 30. August, vormittags 11 Uhr, werden ebendasselbst zwei gefundene Rattomeier, dessen Eigentümer sich trotz der abgelassenen Frist nicht gemeldet hat, versteigert. — Eine auf der ulica 3-go Majja gefundene Krille kann vom Eigentümer gleichfalls in der Polizeidirektion in Empfang genommen werden.

Polnische und deutsche Grenzabfertigung

In Krakau erscheint das bekannte nationalistiche Heftblatt, der „M. Kurjer Codzienny“, den Korsantny als einen „Propfen im Krakauer Rinnstein“ bezeichnete. Dieses famose Blättchen, das von einer Sensation zur anderen jagt, widmet jeden Tag mehrere Seiten den Deutschen, gegen welche strupplos gehetzt wird, indem die Wahrheit verdreht und alle Lügen frisch frisiert, den Lesern in Galizien von neuem aufgetischt werden. Dabei oberteigt sich dieses Blättchen aber selbst. Im vergangenen Donnerstag brachte das Blatt einen Bericht von der polnisch-deutschen Grenze, über einen polnischen Rückwanderungszug aus Frankreich. Bekanntlich leben in Frankreich viel Polen, die nach dorthin ausgewandert sind. Ein Teil der Auswanderer kam direkt aus Polen nach Frankreich, andere kamen hinüber aus dem Ruhrgebiete, wieder andere waren schon vor dem Kriege dort anständig. Frankreich stellt von Zeit zu Zeit einen besonderen Rückwandererzug nach Polen zusammen, in welchem die Passagiere gewisse Begünstigungen genießen und direkt bis Polen fahren. Alle diesezüge fahren durch ganz Deutschland. Unter den Rückwanderern befinden sich auch solche, die das unabhängige Polen nicht gesehen haben und sich darauf sehr freuen. Deutschland kennen die Leute als das Land der Ungerechtigkeit und der Gewalt und beim Betreten der deutschen Grenze, haben bei manchem der polnischen Rückwanderer, die Hosen gewadelt. Dafür sorgt schon die Presse vom Schlage „Kurjer Codzienny“ in Krakau und die „Polsta Zachodnia“. Wie groß war das Erstaunen der polnischen Rückwanderer aber gewesen als man sie unbefelligt nach Deutschland hereinließ, ohne daß ihr Gepäck untersucht und ihre

Pässe kontrolliert wurden. Allmählich sahen die Leute ein, daß die Presse sie beschwindelt hat und wurden lustiger. Die Reise durch Deutschland ging ziemlich fröhlich vor sich und nirgends tat man ihnen etwas zu leide. Die Beklemmung lehrte jedoch in der Nähe der deutschen Ostgrenze wieder, weil man dachte, daß Deutschland die Kontrolle erst bei der Ausfahrt vornehmen wird. Kurz vor der Grenzstation hörte nicht nur der Gefang auf, aber man sprach im Flüstertone. Da kam die deutsche Grenzstation Stenschin, und der Zug blieb stehen. Ueberall sah man besorgte Mienen. Nach einigen Minuten hebt der Verkehrsbeamte die Hand in die Höhe und der Zug setzt sich in Bewegung. Die Leute trauten ihren Augen nicht und als der Zug immer schneller fuhr, löste sich ein Jubel auf. Die besorgten Mienen verfliegen und die Rückwanderer umarmten sich vor Freude. Deutschland hat auf die Passkontrolle und Gepäckrevision verzichtet. Da kam schon die polnische Grenzstation Jbonshin. Die Rückwanderer sprangen auf den Bahnsteig, aber da kamen sie schlecht an. Die Polizei trieb sie in die Wagen zurück und sperrte sie ab. Dann wurden die Pässe kontrolliert und später das Gepäck. Alles mußte geöffnet werden und selbst die Taschen wurden durchsucht. Einige kleine Armseligkeiten, wie Kinderschuhe, Zigaretten, etwas Wäsche wurden verzollt. Alles zusammen brachte dem polnischen Staate 100 Hloty ein. Die meisten Besitzer schenkten das dem polnischen Staate weil der Zoll höher war, als die Kleinigkeiten kosteten. Man sah überall saure Mienen und hörte Flüche, auch das Wort Rußland war öfters zu hören. Kommentar überflüssig.

Myslowiß

Myslowiß will die Sosnowitzer Targowica kaufen.

Als die Stadt Sosnowiß an den Bau der Targowica schritt, hatte man für das dortige Unternehmen in Myslowiß nur ein geringfügiges Lächeln. Allerdings dachte Sosnowiß an kein großartiges modernes Unternehmen nicht, sondern baute Viehhallen ungefähr in demselben Maße wie die alte Myslowitzer Viehhalle, mit einer modernen Viehwage. Das geringfügige Lächeln in Myslowiß war weiter für die Sosnowitzer Stadtverwaltung kein Hindernis gewesen, da man weniger an die neuen Erzeugnisse auf diesem Gebiete dachte, als mehr mit den Bedürfnissen rechnete. Und die Sosnowitzer Targowica ist den jetzigen Verhältnissen angepaßt und ist in der Lage, nicht nur das Kohlengebiet Dombrowa, aber auch das schlesische Industriegebiet mit Schlachtvieh zu versorgen.

Als Sosnowiß mit dem Bau der neuen Targowica den Anfang machte, haben Kenner der Verhältnisse gleich auf die Gefahr, die für die Myslowitzer Targowica drohte, hingewiesen. Zu diesen gehörte auch der ehemalige Bürgermeister von Myslowiß, Dr. Radwanski, der jedoch von seinem Posten längst suspendiert war. Die neuen Lenker von Myslowiß lachten aber die Beschwörungen aus und wiesen daraufhin, daß ein solches modernes Werk, wie einmal die Myslowitzer Viehzentrale ist, die Sosnowitzer Schweinställe sofort in den Schatten stellen wird.

Sosnowiß hat seine Targowica am 15. Juli neu eröffnet und gleich am 1. Tage wurden 500 Schweine, lauter Prachtexemplare zusammengetrieben. Die Stadt Myslowiß beilte sich daraufhin mit der eigenen Viehzentrale und eröffnete diese am 22. Juli. Am 26. Juli kam der Einsturz der großen Viehhalle. Das, was wir vorausgesehen haben, traf auch pünktlich ein, da sämtliche Transporte aus Posen und dem Kongresspolen Myslowiß nicht erreichen, sondern in Sosnowiß ausgeladen werden. Dabei sind die Schweinetransporte aus Posen und dem ehemaligen Kongresspolen besser als aus Galizien. Die galizischen Bauern füttern die Schweine schlechter als die Bauern in Posen oder Kongresspolen. Das hat darin seine Begründung, weil die galizischen Bauern ärmer sind als ihre Kollegen in den beiden anderen polnischen Gebieten. Heute steht bereits fest, daß die neue Targowica in Sosnowiß eine ernste Gefahr für Myslowiß bildet. Die Myslowitzer Viehzentrale wird halb leer stehen, da die schlesischen Fleischer die Targowica in Sosnowiß vorziehen und Myslowiß kann zusehen, wie es auf seine Rechnung kommt. Das hat man in Myslowiß endlich eingesehen und trat an Sosnowiß heran und wollte die dortige Targowica kaufen. Durch Klugheit hat sich die Myslowitzer Stadtverwaltung nie ausgezeichnet, doch der Vorstoß, der Sosnowiß gemacht wurde, war erdumm und man wurde in Sosnowiß ausgelacht. Dieser unüberlegte Schritt hat jede künftige Verhandlungen gewaltig erschwert und das umso mehr, weil Myslowiß noch weitere Dummheiten beging und verlangte von den Behörden die Schließung der Sosnowitzer Targowica. Jetzt sieht Myslowiß in der Patzche und kann nicht heraus.

Schwientochlowiß u. Umgebung

Gefährliches Spielzeug. In Bismarckhütte, in der Kolonja Gutnicza 23 brachten mehrere Knaben einen fingerlangen Munitionskörper, den sie beim Weiden am Schießstande gefunden hatten, zur Entzündung. Die Folgen davon waren schrecklich. Einen gewissen Malisch, der den Sprengkörper in der Hand gehalten hatte, wurden drei Finger abgerissen; außerdem erlitt er schwere Brandwunden am Körper. Fast dasselbe Los teilten die Brüder Pochalek, die im Gesichte, an der Brust und an den Füßen schwere Brandwunden davontrugen. Angesichts der lauten Detonation und der schweren Brandwunden liefen die Hausbewohner panikartig auf der Unfallstelle zusammen und ließen den Verletzten durch die Hüttenfeuerwehr und von Dr. Curtius die erste Hilfe zuteil werden.

Friedenshütte. Das Friedenshütter Rathaus wird in den nächsten Tagen fertiggestellt werden. Alsdann erfolgt sofort die Ueberführung des Gemeindevorstandes und zwar zuerst die des Bauamtes. Im Monat September soll der gesamte Verwaltungsbetrieb der Gemeinde in dem neuen Rathaus konzentriert sein. Zur selben Zeit werden auch die Arbeiten am neuen Rathausplatz fertiggestellt, der den Namen Plac Wolnosci erhält. Nachdem die Ausgebildung von Eintrachtshütte eine beschlossene Sache ist, werden die neu geschaffenen Räume zur Unterbringung sämtlicher Magistratsabteilungen vollkommen hinreichend sein. — Verstaatlichung des Friedenshütter Gymnasiums? Infolge wirtschaftlicher Notlage ist es der Gemeinde nicht mehr möglich, das hiesige Gymnasium auf eigene Kosten zu erhalten. Der Wunsch der Gemeindevertretung das Gymnasium zu verstaatlichen, ist demgemäß verständlich. Das Wojewodschaftsamt, das ein brennendes Interesse an der Erhaltung der Anstalt hat, soll den Verstaatlichungsplänen wohlwollend gegenüberstehen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß schon in Kürze das Gebäude mit allem Inventar in den Besitz des Staates übergeht, der dafür die laufenden Unterhaltungskosten übernimmt und auch von sich aus einen eventl. Neubau durchführen läßt.

Pleß und Umgebung

Ist das nicht Wirtschaftsabotage?

Nach Paragraph 178 der Allgemeinen Bergpolizeiordnung muß das Material zum Befüllen der Sprenglöcher geliefert werden. Auf Bradegrube hört man sich an diese Verordnung nicht. Nachdem nämlich keine fertigen Letten vorhanden sind, ordnete der Schießtechniker Wiszton, unseren Lesern eine übrigens nicht mehr unbekannt Persönlichkeit, an, daß auch getrockneter Lehm zu Eingängen verwendet werden könne. Das entspricht auch der bergbaupolizeilichen Verordnung, die nichts von Lettenuhlen besage. Die Bergleute denken jedoch nicht daran, sich an die Weisungen dieses Schießtechnikers zu halten und so stehen unter Tage überall Wagen mit hartem Lehm, während der erforderliche Lehm mühselig in feuchten Strecken zusammengesucht wird. Das bedeutet für die Bergleute eine Schinderei, denn ihr Penum müssen sie sowieso schaffen, und für die Verwaltung einen nennenswerten Gewinn. Denn jetzt liefert sie das Befehlsmaterial überhaupt nicht mehr oder verwendet es zu anderen Zwecken. Auch Herr Wiszton soll dabei nicht schlecht fahren, wie man hört. Denn die Verwaltung erkennt dankbar seine vorzeffischen Verdienste an und setzt ihm monatlich eine sehr hübsche Tantieme aus.

Bereits wiederholt haben sich die Bergleute bei ihren Vorgelegten über diese Anordnung des Herrn Wiszton beschwert, jedesmal aber ohne Erfolg, denn Herr Wiszton gehört zu den Allmächtigen auf der Bradegrube und aufs Straßensplaster möchte man auch nicht herausfliegen. Vielleicht hilft hier aber das Oberbergamt, welches für die Einhaltung der bergbaupolizeilichen Verordnungen Sorge zu tragen hat. Und das was Herr Wiszton tut, ist kein kleines Vergehen mehr gegen die Bergleute, sondern eine regelrechte Sabotage. In Rußland gibt's dafür eine Kugel oder Zuchthaus. Beides können wir Herrn Wiszton nicht, nur einen anständigen Ratenwischer und einen langjährigen Kursus im Schießwesen. Denn von diesem hat der Mann keine Ahnung.

Deutsch-Oberschlesien

Amerikanische Gäste in Oberschlesien.

Freitag früh traf mit dem Berliner Schnellzug in Döppeln eine amerikanische Studienkommission, die von dem landwirtschaftlichen Kongress aus London kommend, ein, um die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Oberschlesien zu studieren. Die Kommission, die aus zirka 10 Mitgliedern besteht, wurde in Döppeln von Landwirtschaftskammerpräsident Franzke-Schönau und Kammerdirektor Kömer empfangen. Nachdem den Kommissionsmitgliedern einige kurze Aufklärungen über die obereschlesische Landwirtschaft und über den Beschäftigungsplan gegeben worden waren, wurde die Beteiligung in mehreren Autos angetreten. Außer dem Kammerpräsidenten und dem Kammerdirektor nahmen an der Reise die Oberlandwirtschaftsräte Mohr und Figulla teil. Die Reise führte über Groß-Strehlitz, Toft nach Beuthen, von dort durch den Industriebezirk über Gleiwitz nach Ratibor. In Ratibor wurden die amerikanischen Gäste vom Landeshaupmann empfangen. Unterwegs wurden auf der Reise verschiedene landwirtschaftliche Betriebe besichtigt.

Am Sonnabend wird die Fahrt von Ratibor nach Oberglogau, Moßchen und Jellin führen. Die amerikanischen Gäste verlassen im Laufe des Sonnabends Oberschlesien.

Guttentag. (Kind verbrannt.) Ein entsetzliches Unglück trug sich am Mittwoch um 11 Uhr in Malowischütz zu. Ein 1½ Jahre altes Kind des Stellenbesizers Peter Mahiol verbrannte bei lebendigem Leibe. Während der Vater auf Arbeit war und die Mutter in Guttentag zu tun hatte, hielten sich die drei Kinder im Alter von 1½, 7 und 8 Jahren allein zu Hause auf. Die zwei älteren Mädels entfernten sich von der Wohnung, eine ging aufs Feld um Kartoffeln, die andere hielt sich nahe beim Gehst auf, und liegen das jüngste Kind allein in der Stube zurück. Das kleine Mädel mußte irgenwie dem Ofen zu nahe gekommen sein, denn das Kleidchen wurde vom Feuer erfaßt, und bald stand das arme Geschöpf in Flammen. Der im Hause wohnenden Großmutter machte sich ein starfer Rauchgeruch bemerkbar, und als sie in die Stube eilte, fand sie das Kind schon halb verkohlt vor. Es gab nur noch schwache Lebenszeichen von sich. Die Kleider waren schon verbrannt. Das Kind ist bald darauf gestorben.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Erfinderaufgaben

Es gibt kein „Niema!“

Es gibt tatsächlich nichts in der Welt, was unmöglich, unausführbar wäre, und man sollte sich deshalb hüten, irgend ein aufstrebendes Problem als unausführbar zu bezeichnen.

Erinnern wir uns an einige technische Aufgaben, die von den Zeitgenossen als undurchführbar erklärt wurden. So fand der Plan des französischen Ingenieurs Eiffel, einen 300 Meter hohen eisernen Turm zu bauen, in den Fachkreisen fast einheitliches Kopfschütteln. Unmöglich, undenkbar, unausführbar, völlig ausgeschlossen und dergleichen mehr fanden anerkannte Kapazitäten diese „Ausgeburt einer überhitzten Technikerphantastie“, indes strebte die gewaltige Eisenkonstruktion auf dem Marsfeld an der Seine in die Höhe.

Eine ähnliche Beurteilung vor der Ausführung fand der Plan des deutschen Ingenieurs Riggensbach aus Ulten, eine Zahnradbahn bis zur Spitze des Rigi hinaufzuführen. Man erklärte den Mann glattweg für irrsinnig und sein Projekt ein „Attentat auf den gesunden Menschenverstand“.

Im Jahre 1835 tauchte in Deutschland und in Frankreich der Plan auf, eine Eisenbahnverbindung nach englischen Vorbildern zu bauen. Darob bei den Fachgelehrten aller Fakultäten große Entrüstung und selbstverständliche Ablehnung dieses „wahnwitzigen“ Vorhabens. Der französische Staatsmann Thiers tat das Eisenbahnprojekt kurzweg mit den Worten „englische Nartheit“ ab. Das bayerische Medizinalkollegium wies in der Denkschrift nach, daß der menschliche Organismus unmöglich die Geschwindigkeit der Eisenbahn aushalten könne, erhebliche Störungen im Nervensystem seien die selbstverständliche Folge für jeden Eisenbahnfahrergast, und die preussische Verkehrsbehörde erklärte amtlich, daß die geplante Eisenbahnstrecke von Berlin nach Potsdam sich niemals rentieren könne; sie sei völlig unwirtschaftlich und die Kosten weggeworfenes Geld. Heute baut sich unser ganzes Wirtschaftsleben auf dem Eisenbahnverkehr auf.

Und damit das heitere Element nicht fehlt, so sei folgende liebliche Episode hier angeführt: Als Edison den Phonographen erfunden hatte, schickte er eine solche Sprechmaschine durch einen Vertreter nach Paris. Am 11. März 1878 führte der berühmte Physiker Du Moucel diesen Phonographen vor Pariser Gelehrten vor. Zunächst begann er eine theoretische Erklärung, die wohl ruhig, aber mit Kopfschütteln entgegengenommen wurde; als er aber den Apparat in Tätigkeit setzte und dieser begann: „Guten Tag, meine Herren, kennen Sie mich, ich bin Edisons Phonograph“, da gab es einen Sturm der Entrüstung. „Schwandel“, „Taschenspieler!“ und ähnliche Schmährufe wurden laut und der Professor Bouillaud stürzte vor Zorn dem Professor Du Moucel an die Gurgel und schrie laut: „Sie schämt, glauben Sie, wir lassen uns von einem Bauchredner zum besten halten?“

Napoleon I. erklärte die Urheber des Dampfschiffes, Papin, Fulton und andere, für verrückt. Ähnliche Widerstände fand Benjamin Franklin mit seiner Idee, den Blitz unschädlich abzufleiten. „Unmöglich“, schrien die Gelehrten der königlichen Akademie zu London.

Eine Flugmaschine, die schwerer als die Luft sei, war nach der Meinung von so hervorragenden Fachleuten wie Helmholtz, von Siemens und Gay-Lussac eine Unmöglichkeit. Unmöglich war es auch nach dem berühmten Physiker Jacques Balinet, ein Telegraphenmast zwischen Europa und Amerika zu legen. Unmöglich war nach dem physikalischen Gutachter Beggendorf die Erfindung des Telephons durch den Lehrer Philipp Reis. Unmöglich war das Bauen einer Lokomotive durch Stephenson. Ganz ausgeschlossen und unmöglich erschien damaligen Gelehrten das Zerbrechen einer Batterie oder die Zerlegung eines Infusorienierchens. Unmöglich war Zeppelins Flugzeug. Kurz und gut, es gab wohl keine technische Erfindung, die nicht auch keine geben, die nicht anfangs von allen möglichen Seiten als undurchführbar und unmöglich erklärt wurde und wird.

Nun gibt es aber, wie schon eingangs gesagt, tatsächlich noch viele Erfinderaufgaben, die bisher noch nicht gelöst werden konnten, obgleich sich sehr viele anerkannte Fachleute damit beschäftigt haben. Einige dieser Aufgaben sollen nun näher betrachtet werden.

Ungeklärt ist bisher die Aufgabe, die großen Mengen der Luftelektrizität der Menschheit dienstbar zu machen. Die Versuche eines Hamburger Ingenieurs, Elektrizität aus den Wolken mit Hilfe einer Anzahl Ballons zu ziehen, ergaben kein positives Resultat.

Wiesbach hat man sich damit beschäftigt, die gewaltigen Energiemengen, die bei der Ebbe und Flut an der Meeresküste entstehen, nutzbar zu machen. Auch hier ist man bisher zu keinem brauchbaren Ergebnis gekommen.

Das gleiche läßt sich sagen von der Ausnutzung der Erdwärme. Dieses scheiterte vor allem daran, daß man sehr große Erdtiefen erreichen muß, um brauchbare Wärmegrade zu erzielen, und die hierzu notwendigen Bohrtiefen von 5000 und mehreren Metern sind heute noch nicht möglich.

Das Mittel oder Verfahren, um die giftigen und die Luft verpestenden Gase, die bei einem Schmelzhüttenwerk entstehen, unschädlich zu machen oder zu verwerten, ist ebenfalls noch nicht erfunden.

Das gleiche gilt für ein Verfahren, um den Stickstoff aus dem Eisen vollständig zu entfernen.

Der Erfinder der Notenschreibmaschine läßt ebenso auf sich warten, wie der Mann, der eine Buchschreibmaschine konstruiert, mit deren Hilfe also die Eintragungen in Geschäftsbücher und dergleichen machinell vorgenommen werden können.

Es fehlt noch eine Maschine, die Straßen automatisch pflastert, ferner eine solche, die Asphaltpflaster aufreißt und herstellt und eine Einrichtung, mit deren Hilfe es möglich ist, große Schneemassen von den Straßen und dergleichen zum Schmelzen zu bringen.

Wir könnten auch ein unzerbrechliches Glas, ein biegsames Glas, ein hitzebeständiges Glas gebrauchen. Künstliche Diamanten und Perlen aus Glasmasse von der Härte und dem Glanz der natürlichen lassen auch noch auf sich warten.

Die Ruhbarmachung der Sonnenstrahlen hat zu vielfachen Versuchen und Konstruktionen geführt. Bisher ist es jedoch nicht möglich gewesen, diese kolossalen Energiemengen, die in

Die Probleme der Verjüngung

Von Dr. Paul Berndt

Die Gegner des Verjüngungstheoretikers Boronoff sind in letzter Zeit stark gewachsen. Man stand in medizinischen Kreisen schon immer den Experimenten dieses, mit viel Klamegeheiß arbeitenden Pariser Russen skeptisch gegenüber, und seine phantastischen Aeußerungen, die selbst vom Laien als völlig unwissenschaftlich erkannt werden konnten, hatten zur Folge, daß die ganze Verjüngungstheorie stark diskreditiert wurde. Erste Forscher, wie Prof. Steinach hatten darunter sehr zu leiden, da besonders in Laienkreisen ihre ernstlichen wissenschaftlichen Arbeiten mit den mehr spielerischen Experimenten Boronoffs verwechselt wurden. Im Gegenjag zu Prof. Steinach, der bekanntlich seine ganze Theorie auf die Neubelebung der Sekretion gewisser Hormondrüsen im menschlichen Körper stützt und diese Neubelebung durch einfache operative Eingriffe erreicht, hat Prof. Boronoff die Drüsen von Menschenaffen in den menschlichen Körper verpflanzt, um mit Hilfe dieser neuen Drüsen eine Verjüngung zu erzielen.

Deutsche Wissenschaftler haben in letzter Zeit sich die Aufgabe gestellt, die Experimente Prof. Boronoffs einer genauen Kontrolle zu unterziehen. Ueber die aufsehenerregenden Ergebnisse dieser Untersuchungen berichtet in der deutschen Zeitschrift für Chirurgie Dr. W. Hoffmeister, der Assistent des bekannten Chirurgen Prof. Leger in Freiburg. Dr. Hoffmeister hat die Experimente Prof. Boronoffs, die Uebertragung von Affendrüsen in den menschlichen Körper, die medizinisch unter dem Begriff der Organtransplantation fallen, nachgeahmt und dabei eine genaue Kontrolle der Ergebnisse sowie auch der sich medizinisch abspielenden Vorgänge vorgenommen.

In einem 54-jährigen Mann, bei dem sich die Anzeichen frühzeitigen Alters: Hauterschlaffung, Ergrauung der Haare, körperlich-geistige Ermüdung bemerkbar machten, nahm Dr. Hoffmeister die Boronoffsche Verjüngungsmethode vor. Einem Java-Affenmännchen wurden die Drüsen entnommen und dem Verjüngungskandidaten auf operativem Wege eingepflanzt. Dr. Hoffmeister bezeichnet den rein chirurgischen Vorgang als ein „Kinderpiel“. Auch die Wundheilung ging ohne jede Schwierigkeiten vonstatten. Obwohl also die Operation vollkommen einwandfrei vollzogen und gelungen war, zeigten sich bei dem Operierten jedoch keinerlei Verjüngungserfolge weder auf körperlichem noch auf geistigem Gebiete. Es war klar, daß die Neubelebung der inneren Sekretion, die durch die Uebertragung der Drüsen des Java-Affens hätte eintreten müssen, nicht erreicht worden war. Man entschloß sich deshalb, den Zustand der Drüsen noch einmal zu

überprüfen und dabei zeigte es sich, daß die Affendrüse entweder teilweise vom Körper aufgesaugt oder zum anderen Teil abgestorben war. Sie hatte also in keiner Weise auch die Organfunktionen der Drüsen im menschlichen Körper übernommen; die Transplantation hatte sich lediglich auf die Zellgewebe erstreckt, ohne daß das Gewebe seine Funktionen wieder aufgenommen hatte.

Diese Erfahrungen machten Dr. Hoffmeister ruhig, und er wiederholte die Experimente an Tieren. Er nahm einen dreizehnjährigen Schäferhund, der schon typische Alterserscheinungen zeigte und „verjüngte“ ihn durch Einpflanzung der Drüsen eines 2½-jährigen Schäferhundes. Wieder gelang diese chirurgisch einfache Operation. Nach etwa vier Wochen zeigten sich tatsächlich Erscheinungen einer gewissen Verjüngung. Der ganze Organismus geriet in einen Reizzustand, und dieser Zustand hielt etwa drei Monate an, dann aber trat plötzlich ein rascher Verfall der Kräfte ein, so daß der Hund auf Wunsch seines Besitzers nach kurzer Zeit getötet werden mußte.

In der Freiburger Chirurgischen Klinik unternahm man auch an diesem Beispiel eine genaue Nachprüfung der Vorgänge, die sich nach der Drüsenübertragung abspielten, und dabei wurde festgestellt, daß auch hier die Organübertragung praktisch nicht gelungen war. Die Drüsen des jungen Tieres hatten nicht etwa ihre Funktionen wieder aufgenommen, sondern lediglich die in ihnen aufgespeicherten Hormone an den Körper des alten Schäferhundes weitergegeben.

Diese Zuführung neuer Hormone hatte naturgemäß die beobachteten Verjüngungsercheinungen zur Folge, aber nachdem die in den Drüsen vorhandenen Hormone aufgebraucht waren, entwickelte die Drüse keine neue Sekretion, so daß ein sofortiger und rascher Kräfteverfall eintrat.

Dr. Hoffmeister schließt daraus, daß die Behauptung Prof. Boronoffs, daß die Drüsen nach ihrer Verpflanzung ihre Tätigkeit wieder aufnehmen, irrig ist. Die Erfolge der Boronoffschen Verjüngungsexperimente sind nach seiner Auffassung lediglich durch die Tatsache zu erklären, daß mit den Drüsen zunächst neue Hormone dem Körper zugeführt werden. Es handelt sich also nicht um eine Neubelebung der Funktion, sondern lediglich um die Zuführung von Ersatzstoffen für die innere Sekretion, die nach einiger Zeit verbraucht ein müssen, worauf dann der zeitweiligen Verjüngung ein um so schnellerer Kräfteverfall folgt.

den Wärmestrahlen der Sonne gebunden sind, nutzbringend zu verwerten.

In der Chemie harren noch viele Aufgaben ihrer Lösung, so zum Beispiel wird ein Kontaktverfahren zur Herstellung von Schwefelsäure gesucht. Ferner die Herstellung einer schwefelhaltigen Hydrozellsäure oder die Wiedergewinnung von Chromsäure aus Chromabwässlungen auf elektrolytischem Wege, desgleichen die Ruhbarmachung der beim Erhitzen von Chloralkalium mit natürlichen Silikaten sich ergebenden Rückstände. Es fehlt ferner die elektrolytische Gewinnung von Zink und ein Verfahren, um unwirksam gewordene Platinkontaktmassen zu reaktivieren. Ein Mittel zum Haltbarmachen von festen Hydrozulfitten wird ebenfalls gesucht.

Viele Erfindungen zur Unfallverhütung in Gewerbe und Industrie, Feuererschutzanlagen und Einrichtungen, Verhinderungen von Verkehrsunfällen aller Art und Einbruch- und Diebstahlschutz sind ebenfalls noch zu machen oder zu verbessern.

Alfred Kaud.

Lochruf des Goldes

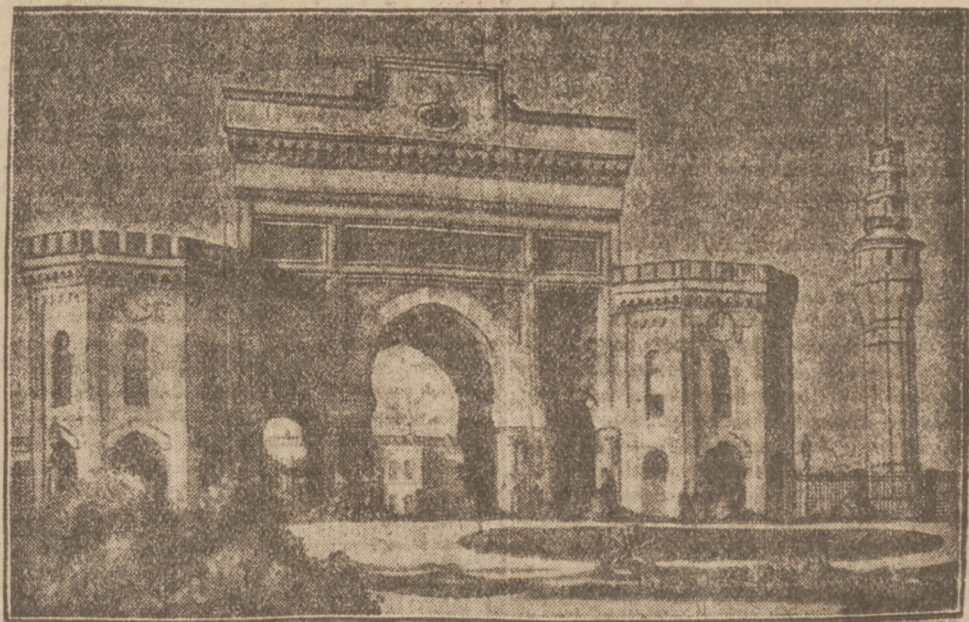
Roman von Jack London.

Upton Sinclair ist der Romancier des heutigen Amerika. Vorkämpfer gegen die großen Romanen auf, riesige Arbeiterarmeen marschieren, und sozialistische Agitatoren übersetzen das Latein Karl Marx' in die von Journalisten geschaffene Sprache der Politik des Tages. Jack London ist anders als Sinclair. In den Romanen Jack Londons reiten Abenteuer über die Prärie, Landstrafen laden, und man hört das tiefe Atmen einer gewaltigen Natur. Sinclair ist nüchtern, seine Romane haben einen Gang wie ein großes Rechenexempel. Jack London ist unerschrocken, phantastisch und trunken. Was sie zusammenführt, was

sie das Doppelgesicht des heutigen Amerika gemeinsam beschreiben läßt, das ist das eine Ziel, das sie beide haben: sie sind Todfeinde des modernen Kapitalismus.

Wie Jack London seinem Gegner begegnet, das heißt stets: wie er mit ihm umspringt, das läßt am deutlichsten der Roman „Lochruf des Goldes“ erkennen, der jetzt bei der Büchergilde Gutenberg als neuer Band der Jack-London-Vollausgabe erschienen ist. Der Held dieses Romans ist Jack London selbst, der sich hinter dem symbolischen Namen Burning Daylight (Brennendes Tageslicht) kaum zu verbergen imstande ist: ein Vollblut-Abenteurer, ewig jung, kraftgeladener, barbarischer, der geborene Eroberer. Ein Spieler, der stets sich selbst als Einjag hinwegwirft, ein Mann, der im Kampf mit der wilden Natur stark geworden ist, und der nach den Gesetzen dieses Kampfes handelt. Vom Nordlicht überflammt, dringt dieser Eroberer in die arktischen Goldgebiete vor, weder der Hunger noch die knappende Kälte vermögen ihn zu schrecken, und während andere bei dem Beitreten am Wege liegen bleiben oder sich mit Goldlörnern begnügen, zucht Burning Daylight nicht eher, als bis der große Goldfund gemacht ist. Er gehört zu den Menschen, die das Gold spüren, wenn sie über den Boden schreiten, und die im Gezielten der Bäche, die an den Goldadern vorbeispielen, den Lochruf des Goldes hören. Und da Burning Daylight immer alles, was er besitzt, einsetzt und sein Instinkt ihn nach den richtigen Karten greifen läßt, gewinnt er Millionen und über Millionen.

Elf Millionen in der Tasche, stürzt sich Burning Daylight in das Meer der Spekulationen von San Francisco und New York. In kurzer Zeit haben die Haifische der Börse ihm seine Millionen weggeschluppert. Der Gerechtigkeit erkennt, daß er es mit anderen Menschen zu tun hat als im Goldgräberland. Ein Ehrenwort ist unter Börsenleuten weniger als Dreck. Aber Burning Daylight geht nicht unter. Das harte Tier in ihm regt sich, seine Abenteuerernatur weiß sich zu helfen. Der Winterwölfe



Meisterwerke der Architektur

Der große Souterrain und das Dionopol-Lor in Stambul

Jazz in der Luft

Es gibt noch Dinge, die unsere Gegenwart zum Staunen zwingen, die unser nüchternes Denken mit technischen Wundern überraschen. Und der Russe, der aus der Luft mit zarten Handbewegungen Musik macht, gehört zu jenen Männern, die ein Geheimnis umgibt.

Eigentlich ist es kein Geheimnis, denn Professor Djoukowski, der als erster die „Klingenden Wellen“ entdeckte, erzählt bereitwillig von dieser Sphärenmusik, die seinem realistischen Verstand klar und selbstverständlich ist. Ein schlanker, bartloser Mann, fünfunddreißig Jahre alt. Mit dem Flugzeug, das Rückenwind schneller nach vorwärts trieb, als es der Fahrplan versprochen hatte, kam er aus Paris nach Berlin. Hier wird er nicht nur einen Vortrag über die „radio-elektrische Musik der Zukunft“ halten, sondern auch ein ganzes Konzert geben, bei dem seine Zauberhände Mendelssohns Lieder ohne Worte und die Jazzrhythmen des Halleluja durch Bewegungen aus dem Äther holen werden.

Er lehnt es ab, ein Erfinder tituliert zu werden. Er hat nichts erfunden, er hat nur etwas entdeckt und in praktische Bahnen geleitet. Und er erzählt, auf welche Weise er zu diesem Ziel fand. Als Flieger im Krieg verwundete ihn vor Warschau eine deutsche Kugel. Noch heute ist die Narbe auf der Stirn sichtbar. Dann war er in der Petersburger Hochschule für Fliegerkunst und äronautische Wissenschaft tätig. Daher sein Name Professor. Schon als Schüler und Mitarbeiter Sikorskys hatte er sich sehr viel mit Radioapparaten beschäftigt. Nach seiner Flucht aus Russland mußte sich aber Ing. Djoukowski zuerst einem sicheren und einträglichen Beruf zuwenden. Er wurde Konstrukteur in einer belgischen Motorradfabrik und lebt noch heute in Brüssel, tagsüber mit den Methoden des Motorbaus beschäftigt, in seiner Freizeit aber über die Konstruktion radioelektrischer Musikapparate nachdenkend. Bis es ihm gelang, seinen „Vibrophon“ herzustellen, auf dem man mit einfacher Bewegung der Hand in der Luft jede Melodie spielen könne. In Paris trat er mit diesem Apparat zum erstenmal vor die Öffentlichkeit und machte im Theatre Empire vor den erstaunten, verdutzten Zuhörern Musik, ohne für diese ja orchestralen Klangwirkungen ein Instrument zu gebrauchen.

„Der Apparat benötigt keine Antenne“, beginnt Djoukowski dem technisch Interessierten zu erzählen, „mit einfachen Handbewegungen in dem magnetischen Feld eines Niederfrequenz-Transformators kann man alle Töne der chromatischen Tonkala erzielen. Die Bauart des „Vibrophon“ ermöglicht es, alle hörbaren Schwingungen, bis zu zehntausend in der Sekunde, und nicht nur ganze oder halbe Töne, sondern auch Viertel- und noch kleinere Teiltöne hervorzurufen.“

Es wird noch einmal so weit kommen, daß jeder Mensch, dem irgendeine Melodie durch den Kopf geht, diese wird spielen können, ohne die Beherrschung eines Instrumentes gelernt zu haben. Der Apparat gibt durch den Lautsprecher ganz reine Schwingungen wieder, die wiederum mit ganz reinen Tönen korrespondieren. Jedem Ton läßt sich eine eigene Farbe geben.

Wenn wir, drei Mann hoch, konzertieren, brauchen wir keine Noten. Wie ein Geigenpieler auf seinem Instrument vibriert und durch die kleinste Handbewegung neue und angenehme, hohe und tiefe Töne hervorbringen kann, so beherrschen wir, in der Luft tastend, die Töne und Akkorde, die sich nach dem Harmoniesystem aus Schwingungen ergeben.

Mein Ehrgeiz ist es nicht, Dirigent dieser Musikkapelle ohne Instrumente zu werden. Mich interessiert der Bau des patentierten Apparates, den ich möglichst billig herstellen will, um ihm eine große Verbreitung zu sichern.“

„Ist Ihre Erfindung schon so vollkommen, daß sie bei dem Konzert nicht versagen kann?“

„Gewiß. Ich habe noch heute früh vor meiner Abreise die Klarin- und reifen Töne hervorgebracht.“

„Wo sind die Apparate?“

Bereits unterwegs. Dank dem Entgegenkommen der deutschen Botschaft in Paris werden sie auf dem sichersten Weg nach Berlin gebracht.“ Wenn man den Ing. Djoukowski so sicher seiner Sache sprechen hört, muß man an dieses neue Wunder der Gegenwartstechnik glauben lernen. Es ist also möglich, mit den Händen aus der Luft Musik zu holen, und die letzte Stephis, daß diese Erzählungen Jules-Vernes-Fabeln sein könnten, wird dadurch gebannt, daß Ing. Djoukowski ein öffentliches Konzert in Berlin gibt, in dem symphonische und Jazzmusik zu hören sein wird.

lässt die Börsenräuber auf und besorgt es ihnen! Zehn Millionen in bar sofort zurückzahlen, ist auch für Börsenräuber keine Kleinigkeit, aber Danlight spielt mit der Ueberlegenheit des Mannes, der seine Reserven kennt: sich selbst. Dieser stolze Schlagler bringt den Millionär mit den Bärenmanieren auf das richtige Gleis. Das Risiko reizt ihn. Er wird zum Seeräuber auf dem Ozean des Kapitalismus. Ruhige Kapitalanlagen kennt er nicht, er benutzt seine Millionen, um „die anderen“ hineinzuwerfen. Nach und nach müssen die Kapitalismagnaten die Ueberlegenheit des freiberuflichen Multimillionärs anerkennen. Aber Burning Daylight, der im Kampfe mit der Natur ein guter Kerl war, ist dieser Kampf mit den menschlichen Bestien nicht gut bekommen. Er verlor seine Gutmütigkeit und seinen asketischen Ausdruck, seine Muskelkraft und sein Temperament. Eines Tages hat er den Krampf fikt, und — das gehört zu den schönsten Kapiteln des Romans — er findet die Natur wieder. Schließlich befreit ihn eine Frau, eine Auserwählte ihres Geschlechts, aus der Sklaverei des Goldes. Das Gold in den Augen und im Haar dieser Frau löst ihn stärker als das mit Blüten beladene Gold, das die Welt regiert. Daylight und diese Frau sind auf dem Lande geboren, sie legten beide dahin zurück. Das gibt einen Börsenkrach, der beispiellos ist. Burning Daylight löst das fikt, er empfängt den finanziellen Verlust nicht, da er mit ganzer Seele dem Loos eines neuen Lebens verfallen ist. Um die Wendung in Burning Daylights Leben zu unterbrechen, läßt Jack London den zum Bauer gewordenen früheren Goldgräber auf seinem Grundstück eine Goldader finden und — wieder zuschütten! Eine gewagte Sache! Und nur ein Kerl wie Jack London konnte diese Wendung wahrscheinlich machen.

Mit dem Roman „Loos des Goldes“ hat Jack London erneut seinen Platz in den obersten Reihen der Weltliteratur behauptet.

Der Mann mit dem Diebesgefiht

Von Achille Campanile.

„Ich bin ein Dieb, jawohl!“, sprach der Alte bitter, — „aber ich habe nur ein einziges Mal in meinem Leben gestohlen. Und es war der wunderbarste Diebstahl, der je begangen wurde: es handelte sich um eine Brieftasche voll Geld.“

„Das finde ich nicht so besonders merkwürdig“, warf ich ein. „Lassen Sie mich zu Ende erzählen: Als ich es in der Tasche hatte, vermehrte dieses Geld nicht um einen Pfennig die Summe, die ich vor dem Diebstahl besessen hatte. Und was den Bestohlenen anbelangt, so verlor er nichts von seinem Gelde.“

„Das ist wirklich sehr merkwürdig“, antwortete ich, — „aber wie ist es möglich, eine Brieftasche voll Geld zu stehlen und in die Tasche zu stecken, ohne dadurch die Summe zu vermehren?“

„Nicht um einen Pfennig“, wiederholte fast mechanisch der Alte. Und er starrte vor sich hin ins Leere, als bemerkte er die anderen Leute nicht, die rings an den Tischen der verrauchten Kneipe saßen und witzig durcheinander sprachen.

„Nicht um einen Pfennig.“

Ohne eine Frage abzuwarten, blickte mich der Alte mit einem Male an und sagte: „Ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Hören Sie mir zu, mein Herr, aber unter der Bedingung, daß Sie mich nachher nicht verraten, wie alle anderen es tun. Wir kennen uns kaum, durch Zufall haben wir einander an diesem Tisch getroffen; aber wenn Sie auch nur die geringste Ahnung von der Seele des Menschen und von ihrem Elend haben, dann müssen Sie mir versprechen.“

„Ich verspreche es Ihnen“, sagte ich, indem ich mit Neugierde das merkwürdige Individuum betrachtete.

„Danke, mein Herr.“

Der Alte schob seinen Stuhl näher an den meinen heran; dann schneuzte er sich in ein unermesslich großes farbiges Taschentuch und sprach, während er es mit Sorgfalt wieder zusammenlegte:

„Ich hatte vor jenem Tage niemals gestohlen, und habe auch nachher nie mehr gestohlen. Der Diebstahl ereignete sich auf jener kleinen schmalspurigen Eisenbahn, die von Smyrna Sciabina Kara Sifra durch wilde, von Räubern bewohnte Gebirgsgegenden führt. Ich hatte in einem Abteil dritter Klasse Platz genommen, in dem nur ein einziger Reisender saß; ein zerlumpter Kerl, der, eine Hand über die Augen gelegt, schlief und meine Anwesenheit gar nicht zu bemerken schien. Aber kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so öffnete er die Augen und blickte mich an.“

Nun sah man in dem rötlichen Licht der Petroleumlampe die vulgären Züge eines zweifelhaften, stumpfsinnigen, bleichen Gesichts, das durch einen verwahrlosten, fett oder neun Tage alten Bart nur noch unheimlicher erschien, und auf dem in klaren Lettern Hunger und Unverschämtheit zu lesen waren. Als ich ihn aufmerksam betrachtete, bemerkte ich eine lange Narbe, die seine linke Wange entstellte, und in dem flackernden Lampenlicht, das alle Schatten ins Uebertriebene verzerrte, mußte ich nach einigen Minuten mit Schreden konstatieren, daß das Gesicht meines Reisegefährten geradezu fürchterlich wirkte.

Gern wäre ich in ein anderes Kupee umgestiegen; da die Waggon jedoch keine Verbindungsbrücken hatten, war bis zur nächsten Station nicht daran zu denken. Das bedeutete, daß ich ungefähr drei Stunden mit dem Individuum zu verbringen hatte, Zeit genug, um das unheimlichste Verbrechen zu begehen, auf einer Strecke, auf der jeder Schrei ungehört ins Leere verhallen mußte, auf einer Strecke, wo es ein Kinderpiel war, einen Leichnam verschwinden zu lassen, indem man ihn einfach in einen Abgrund warf. Der Zug stieg den Berg hinan, und ein Tunnel folgte dem anderen. Draußen verschlang die Finsternis die herbe Landschaft und alle Umstände waren einem stillschweigenden Morde halb. Festgenagelt auf meinem Sitz, und von Minute zu Minute unruhiger werdend, ließ ich das Gesicht des widerlichen Gesellen nicht aus dem Blick und überwachte jede seiner Bewegungen, während ich mit dem Augenwinkel nach dem Alarmsignal spähte. Ich hatte mich wohl gehütet, meine Reisetasche auf das Knie zu legen, und hielt sie auf den Knien, eine Wolldecke darübergebreitet. Als äußerstes Vorbeugungsmittel griff ich von Zeit zu Zeit in die Tasche, als wollte ich mich versichern, daß der Revolver an seinem Platze sei. Aber in Wirklichkeit hatte ich weder einen Revolver noch sonst eine Waffe bei mir; eine schwere Unvorsichtigkeit auf dieser Linie.

Mit einem Male stand der Unbekannte auf, wobei er mich ansah. Ich sprang mit einem Schrei von meinem Sitz in die Höhe, um die Alarmlöcher zu ziehen, aber der andere hielt mich zurück, gab mich mit fliehenden Augen an und sprach: „Mein Herr, Sie glauben, ich sei ein Dieb. Beruhigen Sie sich. Alle glauben es, wenn sie mich sehen, aber ich bin kein Dieb.“ — „Was Sie nicht sagen!“ — rief ich, erfreut über diese ehrliche Erklärung, die mich von einem Alpdruck befreite, — „ich glaube durchaus nicht, daß Sie ein Dieb sind.“ Mit diesen Worten machte ich ihm Platz neben mir. „Ich bin kein Dieb“, wiederholte die scheußliche Frage, und sie fügte hinzu: „Leider.“ Ich war wie versteinert. „Ich hätte ein Dieb werden sollen, und hätte einer werden wollen. Warum soll ich es leugnen? Mein Vater, meine Erziehung, die Umgebung, in der ich geboren und aufgewachsen bin, sie alle weiterte mich, um mich zu machen, was meine Berufung und meine ausgesprochene Leidenschaft war: einen Dieb.“



Die diplomatischen Frauen

Nach Madame Kolontai, der Sowjet-Gesandtin in Oslo, wird die zweite Frau, der die diplomatische Vertretung eines Landes übertragen wird, Fräulein Dr. Sume Cheng (im Bilde) sein, die als Gesandtin der Kanton-Regierung nach Paris geht.

Aber eines hindert mich daran und hat mich immer gehindert.“ — „Vielleicht“, fragte ich, „verstehen Sie nicht zu stehen?“ — „Es ist das einzige, was ich verstehe“, sprach der rätselhafte Mensch. — „Aber ich kann nicht stehen.“ — „Wie meinen Sie das?“ fragte ich, „was hindert Sie daran?“

Mein Nachbar wandte das Gesicht der Lampe zu und ließ das Licht darauf fallen. „Sehen Sie mich an“, sprach er — „was bemerken Sie?“ — Ich hätte antworten mögen: „Eine Verbrecherphysiognomie, wie sie im Buch steht“, enthielt mich aber dieser Äußerung, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, und antwortete einfach: „Ich weiß nicht, ich sehe nichts Anormales.“ — „Was?“ — rief der Strolch — „Sie sehen nichts? Dann werde ich es Ihnen sagen.“ Und indem er mit fest in die Augen schaute, sprach er mit erstickter Stimme: „Ich, mein Herr, habe ein Diebesgefiht.“ Ich war wie am Donner gerührt. Man konnte ihm nicht widersprechen. „Wie kann man stehen.“ — fuhr die scheußliche Frage nach kurzer Pause fort, und seine Stimme wurde schrill und höhnisch, — „wie kann man mit einem solchen Gesichte stehen? Wenn ich unter den Leuten herumgehe, führen alle instinktiv die Hand an die Brieftasche oder an die Hüfette. Die Frauen geben acht auf ihre Ketten und Schmuckgegenstände. Meine Reisegefährten lassen keinen Blick von ihrem Gepäc; die Gendarmen fixieren mich aufmerksam, und wenn in der Menge jemandem der Beutel gezogen wird, so bin ich der erste, den man verdächtigt.“ — Der Alte schneuzte sich und nahm dann die Erzählung von neuem auf: „Jetzt“, sprach er, „muß ich Ihnen ein schmerzliches Geständnis machen.“ Während dieses Gekl erzählte, war eine teuflische Idee in meinem Hirn aufgeblüht: wenn ich diesen Mann mit dem Diebesgefiht beraubte? Diesen Dieb, der nicht stehlen kann? Es war ein grausamer, aber verführerischer Gedanke. Wohlan denn! An Geschäftlichkeit und Schlaueit fehlte es mir nicht. Nach ein paar Minuten war seine dicke Brieftasche in meine rechte Hosentasche gemannert. Und da der Zug gerade hielt, brauchte ich mir nicht einmal die Mühe zu nehmen, in ein anderes Kupee überzusiedeln, weil der unheimliche Patron aufstand und sagte: „Ich bin an Ort und Stelle mein Herr. Gute Nacht.“ Er stieg aus. Ich wartete, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Ich sah den Strolch über das Bahnhofsgitter klettern, mit seinem Bündel und seinem Stod. Ich sah, wie die elenden Schultern sich durch die Felder entfernten. Und dann sah ich ihn nicht mehr, diesen armen, verfehlten Dieb, diesen armen, von mir bestohlenen Gauner. Ich zog meine Brieftasche hervor und wurde mit Erstaunen gewahrt, daß es meine eigene sei. Wirklich und wahrhaftig! Während dieser Gauner mir von seinem Unglück erzählte, hatte er mich bestohlen. Ein Glück, daß ich, ohne es zu wissen, seine Beute wieder an mich gebracht hatte. Und dies, mein Herr, ist die Geschichte, wie ich meine eigene Brieftasche stahl. Wie Sie sehen, habe ich nicht gelogen.“

Kaum hatte der Alte seine merkwürdige Erzählung beendet, zahlte ich, stand auf, verabschiedete mich von ihm und verließ eiligst die Kneipe, die nunmehr beinahe verlassen war.

Und ich hatte Grund zur Eile. Während der Alte die Geschichte seines Diebstahls erzählt hatte, war es mir gelungen, mit linker Hand ihn um seine Brieftasche leichter zu machen, und nun war ich ungeduldig zu sehen, wieviel sie enthielt. Ziel doch bei mir die Gefahr, meine eigene Brieftasche gestohlen zu haben, aus dem traurigen, aber sehr einfachen Grunde fort, daß ich keine Brieftasche besaß. Kaum war ich um die Straßenecke gebogen, blieb ich unter einer Laterne stehen und griff in die rechte Tasche, in die ich den Raub hatte verschwinden lassen. Aber die Tasche war leer und leer war auch die andere Tasche. O weh, meine Herren, die Brieftasche war nicht mehr da, die Beute hatte das Weiße gesucht! Schließlich wurde mir klar, was geschehen war. Der teuflische Alte hatte in der Absicht, mich zu berauben, zum zweitenmal in seinem Leben seine eigene Brieftasche entwendet. (Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Mimi Joff.)

Die verschwundenen Hosien

Humoreske von Oswald Lindgreen.

Nachdem ich ihn längere Zeit nicht gesehen hatte, traf ich ihn eines Abends unerwartet in unserem alten Stammlokal. Aber mein Freund Felix, der gerade durchschlagenden Erfolg gehabt hatte, sah keineswegs verzügelt aus. Sein Gesichtsausdruck war stichtlich betrübt und sein Blick grübelnd und schwermütig.

„Was ist los, alter Knabe?“ fragte ich. „Du siehst ja aus, als wenn du befehlst und nicht abgeholt wärest.“

„Bin ich auch“, erwiderte er fast mürrisch.

„Aber um Gottes willen, was fehlt dir? Bist du krank?“

„Schlimmer als krank — ich bin verrückt!“

„Aber so erzähle doch, um alles in der Welt, was passiert ist! Heraus mit der Sprache!“

Er sah mich mit einem lauernden Blick an, der, als er dem meinem begegnete, einen halb verschämten, halb hilflosen und bittenden Ausdruck bekam. Dann fuhr er fort:

„Wenn es so weitergeht, bin ich ruiniert. Ich habe gut verkauft und verkaufe immer noch weiter. Aber wenn ich auch alles verkaufen kann, was ich gemacht habe, was ich in Arbeit habe, und was ich mein Lebenlang malen werden, so gehe ich meinem Untergang entgegen. Kein Mensch kann es aushalten, sich jeden Tag einen neuen Anzug zu kaufen.“

„Jeden Tag einen Anzug?“

„Jawohl, jeden Abend, ehe ich zu Bett gehe, hänge ich meinen Anzug auf einen Stuhl neben dem Bett, schließe meine Tür sorgfältig ab, und das letzte, was ich sehe, ehe ich einschlafe, sind meine Hosien, gleich vor meinen Augen. Jeden Morgen aber sind meine Hosien fusch — spurlos verschwunden.“

In Jackett und Weste kann man doch nicht auf die Straße gehen, und Hosien aus anderem Stoff als das Jackett sehen nie gut aus. Um anständig mit meiner Kleidung zu sein, muß ich mir immerzu neue Anzüge kaufen.“

„Lieber Freund“, sagte ich ernst und mit erwachten Sherlock-Holmes-Instinkten, „laß mich heute nacht in deinem Atelier Wache halten!“

„Gott sei Dank!“ rief Felix aus, und sein Gesicht leuchtete erköst auf, „Gott sei Dank, daß einer da ist, der mich nicht auslacht.“

Er war ungeduldig, nach Hause zu kommen, und wir machten uns bald auf den Weg.

Als wir noch eine Weile aufgewesen hatten und an unserer Soda und Whisky genippt hatten, ging Felix zu Bett. Neugierig ordentlich hängte er seinen Anzug auf einen Stuhl, schloß die Tür sorgfältig ab, schlüpfte ins Bett und schlief bald wie ein braves Kind. Ich selber setzte mich in einen bequemen Sessel, den Blick unverwandt auf den feinen, neuen Anzug gerichtet, fest entschlossen, das sonderbare Rätsel zu lösen. —

Ich erwachte durch einen Schrei, den wilden und furchtbaren Schrei eines Besessenen. Ich war auf meinem Posten eingeschlafen, und Felix war suchstufenswild.

„Stehst du jetzt“, schrie er, „stehst du!“, und zeigte auf den Platz, wo die Hosien abends gehangen hatten. „Sie sind verschwunden!“ brüllte er. „Siehst du!“

Blödsinn, gerade als er sich anscheinend auf mich stürzen wollte, bekam ich wie eine Eingebung von oben.

Ich stand auf, ging schnell zu seinem Bett hin und hob die Matratze hoch.

Da lagen zwischen der oberen und der unteren Matratze acht Paar Hosien, sorgfältig hingelegt und messerscharf gebügelt.

Felix wandelt immer noch im Schlaf, aber er findet jetzt morgens stets seine Hosien.

Henry S. Barker hatte gerade noch Zeit, seinen Morgenkaffee hinunterzuschlingen, seine Frau anzufahren und den Gärtner zu entlassen, um zum Halbfuhrzug zu eilen.

Ein Schaffner öffnete die Kuppeltür; das war schlimm. Augustus Sturt, ein Herr von majestätischem Aussehen, betrat das Abteil; das war noch schlimmer; aber was war das alles im Vergleich mit den nun folgenden Geschehnissen.

Augustus Sturt blickte prüfend Henry S. Barker an, pfiff ostentativ, ging zur anderen Wagenseite und ließ das Fenster herab. Das ist keine Uebertreibung, es war so: er ließ das Fenster herab.

„Lassen Sie gefällt das Fenster in Ruhe, Sir!“ schrie Barker.

„Ach, seien Sie still!“ erwiderte Sturt verächtlich, kam zurück und setzte sich Barker gerade gegenüber. Er streckte seine langen Beine aus, als wollte er das Tätigkeitsfeld für Barfers Beine abgrenzen, zog ein dickes Notizbuch hervor und vertiefte sich darin, wobei er etwas aus „Carmen“ pfiff.

„Sie kennen anscheinend die Vorschriften über Eisenbahnfenster nicht,“ sagte Barker wütend. „Ich erwarte von Ihnen ohnedies keine guten Manieren, aber ich werde darauf achten, daß die Vorschriften eingehalten werden.“

„Hängen Sie sich auf!“ erwiderte Sturt, sein Notizbuch und seine Melodie wieder aufnehmend.

„Wer als Erster ein Kupee betritt, hat das Recht, über das Wagenfenster zu bestimmen, und ich bestrebe darauf, daß dieses Fenster dort geschlossen bleibt.“

Sturt legte sein Notizbuch mit resignierter, belästigter Miene beiseite. „Da Sie mit Ihrem Gequassel nicht aufhören, werde ich Ihnen sagen, wie die Vorschrift wirklich lautet, damit Sie sich ein andermal nicht wieder so jämmerlich blamieren. Ihr Sitz befindet sich auf der Ankunftsseite, gegen die Lokomotive zu gewendet; über dieses Fenster können Sie bestimmen, ich habe es nicht angerührt. Sie können es herunterlassen oder aufziehen; Sie können es in die Tasche stecken; Sie können es aufessen; das ist eine Privatangelegenheit zwischen Ihnen und der Eisenbahngesellschaft, die mich nichts angeht. Aber über das andere Fenster können Sie ebensowenig verfügen wie der Mann im Mond. Ich habe es herabgelassen, und es wird nicht wieder hinaufgezogen werden, auch wenn Sie darauf bestehen, bis Ihnen die Zunge zum Hals heraushängt!“

„Ach, ich sehe,“ sagte Barker, „es ist nutzlos, mit Ihnen höflich zu sein. Ich muß die Sache selbst in die Hand nehmen.“ Er erhob sich, trat an das andere Fenster, zog es hinauf und setzte sich wieder. „So,“ bemerkte er, „hebt sehen Sie zu, wie Sie sich mit der Sache abfinden!“

„Das werde ich!“ entgegnete Sturt grimmig. Er erhob sich, trat ans Fenster, ließ es herab und setzte sich wieder. „Ich will Ihnen nur noch sagen,“ fügte er hinzu, „wenn Sie das Fenster wieder hinaufziehen, trete ich mit dem Fuß hinein und stecke Ihnen fetten Schädel durch. So, bitte! Lassen Sie sich nicht aufhalten!“

„Schön, oh sehr schön! Das ist gefährliche Drohung. Wir werden sehen, was der Schaffner in der nächsten Station dazu sagt. Ich kenne diesen Schaffner zufällig; wir machen hier mit solchen Landstreichern keine langen Gespräche. Man wird Sie hinauswerfen, verstehen Sie? Hinaus!“ brüllte Henry S. Barker, einem Schlaganfall nahe.

„Ach, hören Sie doch auf, benehmen Sie sich nicht so kindisch! Sie sind ja nicht reif, allein auszugehen.“ Und mit diesen Worten nahm Sturt sein Taschenbuch wieder auf, während der Zug langsam in der nächsten Station einrollte.

Barker ließ das Fenster an seiner Seite herunter, steckte den Kopf hinaus und rief: „Schaffner!“ Niemand rührte sich. „Wo steckt denn der verdammte Schaffner!“ brüllte er. Eine alte Dame rief ihm in Vorbeigehen zu, er möge sich schämen, und entfernte sich hierauf rasch. Barker brüllte weiter. Sturt pfiff.

Als sich der Zug wieder in Bewegung zu setzen begann, kam der Schaffner. „Ich weiß ohnedies, was es ist, Herr,“ sagte er, „und Sie haben ja vollkommen recht, sich aufzuhalten. Es ist nicht meine Schuld, ich habe es schon gemeldet und werde es nochmals melden, daß seit drei Tagen die Scheibe in dem Fenster dort fehlt; es ist wirklich ein Skandal.“

Die Police

Von Hans Bauer.

Wenige Sekunden, nachdem Erich Grunerz geklingelt hatte, öffnete sich die Vorkamertür, und ein Dienstmädchen fragte nach seinen Wünschen.

„Herr Grunerz?“ Grunerz warf noch einmal einen schnellen, orientierenden Blick auf das Türschild, „Herr Fleischmann zugegen?“

„Herr Fleischmann ist im Büro,“ antwortete das Mädchen. „Die gnädige Frau ist auch nicht zu Hause?“

„Doch, die gnädige Frau ist da. Wen darf ich melden?“

„Doch,“ sagte Grunerz, „es handelt sich um die Umschreibung der Police. Aber das sagte er nur zur Einführung, und in Wahrheit gab es hier gar keine Police anzuschreiben, sondern er wollte Leute, die ihm völlig unbekannt waren, für seine Versicherungsgesellschaft gewinnen.“

Das Mädchen verschwand und hat dann Grunerz, näherzutreten. Der Agent wurde in ein Zimmer geführt und als er seinen ersten Blick auf die Frau warf, die er in diesem Zimmer antraf, da setzte sein Herzschlag aus.

Die Frau war nicht weniger überrascht als Grunerz. Sie blickten sich beide einige Sekunden starr an und erinnerten sich. Das Mädchen, das mit damals nachgelaufen ist... Der Kerl, der mich damals hat sitzen lassen... dachte sie. Und dann saßen sie sich lieblich und fixierten in einigen dürftigen Worten ihre gegenwärtige Lage. „Ich bin seit drei Jahren verheiratet,“ sagte Frau Fleischmann. „Ich habe einen seelensguten Mann,“ fügte sie hinzu, wiewohl das ja in diesem Zusammenhang ein überflüssiges Detail war. Grunerz berichtete, daß er seinerseits nach wie vor Junggeselle wäre. „Ich kann mir noch immer nicht eine Frau leisten,“ sagte er lächelnd, und er wollte damit andeuten, daß es damals nur an materiellen Dingen gelegen habe, daß sie nicht zusammengekommen waren. Als eine etwas peinliche Pause eintrat, fragte Frau Fleischmann, was es denn mit der Police auf sich habe. Sie wisse nicht recht, worum es sich handele.

Die Ueberlastung der Steuerzahler

Den Steuerzahlern ergeht es in Polen schlimmer, jedenfalls schlimmer als den Steuerzahlern in anderen Ländern. Sie sind mit Steuern überlastet und falls sie diese nicht rechtzeitig bezahlen, müssen sie hohe Verzugszinsen zahlen. Noch vor kurzem betrugen die Verzugszinsen 48 Prozent von hundert. Sie wurden allerdings auf 24 von hundert ermäßigt, was aber auch viel zu hoch ist. Der Zinsfuß beträgt in Polen höchstens 15 Prozent, der Staat aber verlangt 24 Prozent für rückständige Steuer. Der Bürger bleibt mit seinen Steuern aus zweierlei Gründen im Rückstande und zwar, wenn er kein Geld hat, oder wenn die Steuer zu hoch bemessen wurde. In beiden Fällen ist es nicht seine Schuld, daß er mit der Zahlung im Rückstande bleibt. Man sollte ihn dafür mit den hohen Verzugszinsen nicht strafen, die mit recht als Strafe von den Steuerzahlern angesehen werden. Dem Staate bringen die Verzugszinsen viel ein. Im Jahre 1923 wurden auf jede tausend Zloty bemessene Steuer 1005 Zloty Verzugszinsen eingenommen. Obwohl die Verzugszinsen ermäßigt wurden, haben sie im Jahre 1926 dennoch 36 Prozent der eingezahlten Steuer ausgemacht. Der Steuerzahler mußte also neben der hohen Steuer noch extra 36 Prozent Strafe oder Verzugszinsen bezahlen. Wer längere Zeit mit Steuerzahlen im Rückstande bleibt, der kommt aus dem Steuerzahlen nicht mehr heraus. Zahlt er eine Steuerrate, so wird diese nicht auf die rückständige Steuer, sondern auf die Zinsen gebucht. Von den Zinsen, die nicht sofort bezahlt werden, werden selbstverständlich wieder Zinsen berechnet und dadurch wird der Zinsenhaufen immer größer.

Die Steuer, welche von den Steuerzahlern am drückendsten empfunden wird, ist zweifellos die Gewerbesteuer (podatek przemysłowy). Davon haben wir in Polen drei Steuerarten: die deutsche, die russische und die österreichische. Das allerdrückendste dürfte das deutsche sein, nämlich die Umsatzsteuer. Gegen die Umsatzsteuer wird allgemein geklagt, insbesondere seit der Schaffung der Austundsbüros bei den Steuerämtern, die seit Mitte März bestehen. Die Steuerbeamten dringen überall ein und greifen immer die ungünstigsten Momente für die Steuerzahler heraus. Erhält ein Kaufmann in einem Monat eine größere Warensendung, so wird diese für das ganze Jahr ungerechnet und mit der einkaufenden Steuer verglichen. Flugs kommt ins Haus ein Strafmandat wegen falscher Einkennung und eine Nachbesteuerung samt Zinsen. Aus einer solchen Steuerfalle zieht sich der Vermöge nicht mehr heraus und gelaugt wird ihm nicht, selbst er 100 Tische leisten würde. Diese Praxis hatte die Steuerzahler zur Verzweiflung getrieben, die sich in der Schließung der Geschäfte Luft machte. Solche Protestausbrüche haben wir in der letzten Zeit viele erlebt so z. B. in Wenzlin, Lublin, Lemberg, Posen

In anderen Fällen erzählte Grunerz, in der Annahme, daß seine Kundschaft irgendwann einmal in der Vorkriegszeit eine inzwischen verfallene Police besitzen habe, nun eine komplizierte Geschichte, aus der weder er selbst noch die anderen rechtlich wurden, und die nur den einen Zweck hatte, den Gesprächspartner zum Abschluß einer neuen Versicherung zu animieren. Hier bedurfte es dieses Umweges kaum, denn persönlicher Konnex war reichlich, allzu reichlich vorhanden, und er rückte mit der Sprache heraus. Er vertrete eine Versicherungsgesellschaft, und es sei purer Zufall, daß er in dieses Haus gelangt sei.

„So,“ sagte Frau Fleischmann, „eine Versicherungsgesellschaft vertreten Sie...? Früher waren Sie doch selbständig!“ Es lag ein unterirdischer, ein distanter Hohn in dieser Frage, von der Grunerz ahnte, daß sie demütigend gemeint war. Er hatte ein dickes Fell, und in Geschäftsdingen kannte er so leicht keine Brüderie, in diesem besonderen Falle erwies sich sein Sentiment aber doch stärker als die kommerzielle Chance, die ihm geboten war. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er mit Freunden das Geschäftliche beiseite geschoben und wäre wieder zum persönlichen zurückgekehrt. Aber es ging nicht nach ihm. Frau Fleischmann begann, sachliches Interesse für die Versicherungsangelegenheit zu bekunden. Grunerz verwunderte sich darüber: denn nach seiner Kenntnis der weiblichen Psyche hätte Frau Fleischmann aus wachgewordenen Kache-Instinkten heraus sich sehr hochmütig und ablehnend gegen ein von ihm ausgehendes Versicherungsangebot verhalten müssen. Aber es zeigte sich wieder einmal, daß er die Frauen schlecht kannte. Tatsächlich begannen die berühmten Komplexe sich in Frau Fleischmann zu regen, jedoch wirkten sie sich anders aus, als Grunerz dachte. Es stellte sich in ihr nicht dieser Gedankenengang ein: Keinen Nutzen darf dieser Burleske, der mich verschmähte, durch mich haben, sondern dieser andere: Er soll es erfahren, wie wert ich meinem Mann bin, und wie wenig ich Ursache habe, der Vergangenheit nachzutrauern! So erschien ihr also die Rolle einer Auftraggeberin reizvoller als die einer Abweiserin. Sie ließ sich über die Modalitäten belehren und versprach, ihren Mann im Sinn des Abschlusses einer Police zu beeinflussen.

Einige Tage darauf war Herr Fleischmann, der tatsächlich ein seelengutes Herz hatte und seiner Frau nichts abschlagen konnte, mit der stolzen Summe von 10 000 Mark für den Todesfall versichert und er mußte dafür eine seine Verhältnisse fast ein wenig übersteigende Prämie zahlen.

Ein knappes Jahr später ließ der Direktor der Versicherungsgesellschaft Herrn Grunerz zu sich rufen. „Grunerz,“ sagte er, „Sie haben eine selten glückliche Hand. Man darf Ihnen gratulieren. Sie sind eine helle Freude für jede Gesellschaft. Wochelang glückt Ihnen überhaupt nichts. Machen Sie dann doch einmal eine größere Sache, dann hat der Versicherte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als allen Gegeben der Wahrscheinlichkeit zu wider im gesunden Mannesalter einem Herzschlag zu erliegen. Lassen Sie sich zusammen mit Herrn Fleischmann begraben, Herr Grunerz.“

Grunerz überbrachte persönlich die Versicherungssumme der nunmehr verwitweten Frau Fleischmann. Es läßt sich nicht sagen, daß er die alte Geliebte in tröstlicher Stimmung angetroffen hätte. Sie trug ein gesaptes Wesen zur Schau, das der Hoffnung Raum gab, sie werde, wenn man ihr nur ein wenig Zeit lasse, sich schon zu einer lebensfreudigen Weltbejahung zurückfinden. Als sie das Geld in der Hand hielt, bat sie den alten Freund, dem sie nunmehr immerhin einiges zu verdanken hatte, Platz zu nehmen, und im Verlaufe des sich entspannenden Gesprächs verständigte sie Grunerz davon, daß sie eine überaus wenig nachtragende Frau sei und menschliches Verständnis für eine Seelenhaltung zu zeigen bereit wäre, die ökonomischen Notwendigkeiten und nicht einem schlechten Charakter entstünden sei. Die Wahrheit wäre, daß sie sein Bild immer im Herzen getragen habe.

Grunerz begann zu verstehen. „Lilly,“ sagte er, und seine Stimme bekam etwas Weinerliches, „du bist die großzügigste,

um. Die Umsatzsteuer trifft zwar direkt den Händler, aber indirekt den Konsumenten, weil die bezahlte Steuer in die Ware einkalkuliert wird. Geht die Ware durch mehrere Vermittler und bezahlt ein jeder die Umsatzsteuer, so ist keine Seltenheit, daß die meisten Artikel mit 13 und mehr Prozent Umsatzsteuer belastet sind, bevor sie den Konsumenten erreichen. Diese Steuer verteuert ungemein alle Lebensmittel, Bedarfsartikel und Gegenstände des menschlichen Gebrauches.

Eine zweite Gewerbesteuer ist die von Rußland geerbte Patentsteuer. Sie hatte in Rußland ihre Begründung, weil sie die einzige Steuerart bildete, die ein Gewerbetreibender zahlen mußte. Hat er sie in den ersten Monaten des Jahres bezahlt, so hat er damit alle Verpflichtungen dem Staate gegenüber erfüllt. Wir haben aber die Umsatzsteuer, die 3 Prozent des Umsatzes beträgt und die Patentsteuer ist eine weitere Gewerbesteuer, die wesentlich zur Verteuerung des Lebensunterhaltes beiträgt. Da aber in Polen die früheren K. K. Bürokraten aus dem alten Oesterreich dominieren, so durfte eben das österreichische Gewerbegesetz auch nicht fehlen. In Deutschland zahlte der Gewerbetreibende die Umsatzsteuer, in Rußland die Patentsteuer und in Oesterreich wurde auf die Rechnung und die Quittung die Stempelmarke geklebt und auf diese Art die Gewerbesteuer entrichtet. Also flugs wurde auch in Polen das österreichische Stempelsteuergesetz eingeführt. Da haben wir also aus drei „Herrenländern“ drei verschiedene Gewerbebesteuergesetze, die allesamt den armen polnischen Konsumenten bedrücken. Diese drei Gesetze treiben alle zur Verzweiflung: Arbeiter und Gewerbetreibenden aller Art. Man braucht nur die polnischen bürgerlichen Blätter zur Hand zu nehmen und da wird einem hant vor den Augen, vor lauter Zwangsverkäufen. Das sind die Folgen der vielen Steuern, die wie ein Alp die Bürger bedrücken.

Im Jahre 1925 kam eine ministerielle Verordnung heraus, in welcher die Steuerämter darauf aufmerksam gemacht wurden, daß der Steuerzahler vor jeder Pfändung besonders zu ermahnen ist. Die Steuerämter halten sich jedoch nicht immer an diesen Erlaß, weil man von vielen Seiten Beschwerden hört, daß der Exekutionsbeamte unverhofft erschienen ist und den Wohnungsinhaber gepfändet hat. Die Pfändung kostet 5 Prozent des gepfändeten Betrages, die der Gepfändete bezahlen muß. Auch wird bitter gegen das rigorose Vorgehen mancher Exekutionsbeamte geklagt, die sich selbst an Sachen vergreifen, die der Pfändung nicht unterliegen. Der polnische Staat behütet die Landwirtschaft, gewährt dieser Kredite und läßt zwei Drittel aller Steuer dem Industriearbeiter verbieten, obwohl dieser unter der Last der Arbeitslosigkeit und der Teuerung kaum noch leuchten kann.

edelmütigste Frau, die mir in meinem Leben vorgekommen ist — aber ich, ich bin das gigantischste Heupferd, das jemals auf dieser Erde verpflanzt worden ist. Seit zwei Monaten bin ich verheiratet.“

„Wovon hast du denn geheiratet?“ fragte Lilly mißbegierig. „Von den 2000 Mark, 20 pro Wille, die eure Police mit abgeworfen hat.“

Lilly kispelte: „Das hast du sehr gut gemacht!“

Bayrischer Modenbrief

Von Karl Ettinger, München.

„Hab' ich neulich im Kino gelacht! Es war aber auch zu komisch: „Harald Lloyd geht mit Buxter Keaton ins Zebirge!“ Schön, wie die zwei angezogen waren, — direkt zum Kugeln! Mir hat der Bauch weh getan, und wenn ich nicht rechtzeitig weggequatscht hätte, hätte man aus meinen Lachtränen einen neuen bayrischen See mitten im Kino anlegen können. Aber nein, was red' ich denn? Es war ja gar nicht im Kino, sondern am Tegernsee, die beiden Komiker hießen nicht Lloyd und Keaton, sondern Herr Müller aus Chemnitz und Herr Krause aus Berlin, und ihre Kostüme waren durchaus ernst gemeint! Irgendein Konfektionsgeschäft im hohen Norden hatte dem biedren Paar eingeredet, dieses unmögliche Maßhera-Kostüm sei die „Boarische Tracht“, und nun spazierten Müller und Krause in dieser Bewusstheit auf der Tegernseer Seepromenade und dachten: „Die Bayern sind doch ein höfliches Volk; wer uns bezogen, laßt uns an!“ Die Fische im See wackelten mit den Schwänzen: „So a' g'pachige Saison ham ma lang nimmz' g'habt! Die einheimische Jugend signalisierte beim Auftreten Müllers und Krauses schon von ferne: „Achtung! Die zwoa Spinneten kemma!“, ja, eine findige Pensionismutter brachte es sogar fertig, für ihr Balkonzimmer „mit Aussicht auf Herr Müller und Krause“ zwei Mark mehr zu verlangen.

Es scheinen bei einem Teil der norddeutschen Konfektion höchst irrtümliche Ansichten über die bayrische Tracht zu herrschen, vielleicht sind ihre Zuschneider aus Böhmen und nach Bayern unter die Böhmi-Insulaner geraten, und deshalb will ich einige Richtlinien für die Anfertigung bayrischer Trachten zum besten geben.

Da ist zunächst die kurze Hose. Kürzer wie ein Damenrock braucht sie nicht zu sein, denn sonst sieht man sie nicht. Man trägt sie aus Hirschleder oder aus Gamsleder (die Gams ist dasselbe Tier wie die Gemse), aber weil's jenseits des Mains so wenig Gamsen gibt, kann man diese Hose auch aus Samt verfertigen. Am besten ist's, wenn man einen alten Hirschfessel nimmt und zieht ihm weidmännisch die Haut ab. Die Quasten schneide man vorher ab, sonst haumeln sie zwischen den Beinen! Die Hauptfache bei dieser Hirschfelle ist, daß sie eine tadellose Bügelfalte hat, — auf die Bügelfalte legen die Bedirgsmädchen den allergrößten Wert und ein Jagerbua ohne tipptoppe Bügelfalte würde bestimmt am Kammerfenster seines „herztaugigen Diarndls“ vergeblich singen: „Komm in den Park von Sanssouci!“ (Er kann auch singen: „Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt“ oder irgendein anderes bayrisches Volkslied. Das ist dem Holzschitz, das er auf den Kopf kriegt, ganz gleichgültig.)

Aber ich habe ja diese Hose verloren (aus dem Besichts-kreis), also kehren wir wieder zu ihr zurück. Sehr schön macht sich auf diese Hirschfelle eine Stiderei, je mehr man draufsticht, um so echter wird sie! Sehr beliebt sind Rosenkranz, Orschiden, Raktusse, — halt so Pflanzen aus der bayrischen Gebirgswelt! Damit keine Farbenverwechslungen entstehen: Der Enzian ist blau, und nach dem zehnten Glas Enzian ist es gewöhnlich auch der Hosenbesitzer. Eine solche urbayrische Hirschfelle ist ein kostbares Stück, und daher ängstlich vor Flecken zu hüten! Es gibt Lederhosen, die sind so dreckig, als hätte sie schon der Urgroßvater getragen, die sind natürlich unecht! Eine echte Trachtenhose gehört jeden zweiten Tag gewaschen und gebleicht.

Zum Beiseitigen der Hose bediene man sich eines echten Hosen-trägers, dessen Verwendung sehr einfach ist: man knöpft das, was hinten hingehört, vorne hin und umgekehrt. So macht es der

Bua Gottlieb Schülze, der Bua Justus Lehmann, der Bua Gailchen Käsebir, und es steht ihnen ausgezeichnet. Die Strippen des Hosenträgers sind durch ein Lederstück verbunden, und da kann man wieder was draufriden. Am besten einen kernbayerischen Spruch, etwa: „Holladisch-Riferik!“ oder „Bin ich nei a knorke, fischer Bua?“, halt so was recht Tiefes aus der bayerischen Volksseele! „Mir lauft der Affe“ eignet sich nicht so gut als Inschrift, es ist zu speziell südländisch.

Jetzt kommen die Beine an die Reihe, welche man mit sogenannten Wadlstrümpfen umgibt. Der Wadl ist ein vierbeiniger Hund und heißt, wenn man ihn zuschlägt, die Wadl wird noch öfters ausgelacht, aber sie heißt nie! Wadlstrümpfe stellt sich die einheimische Bevölkerung her, indem sie von einem Flor- oder Seidenstrumpf oben und unten ein Stück abschneidet. Wenn er am Bein nicht festhält, kann man ihn mit Gummi ankleben! Das Ankleben auf diese Weise anklebend, worüber sich die Schmatzen freuen. Fühlt man sich geknackt, so schreit man „zu Hilfe! Eine Kreuzotter hat mir gebissen!“ und gebe sich auf diese Weise als Einheimischer zu erkennen. (Gegen Schlangenbisse hilft ein kräftiger Schnaps, mir hilft er auch ohne Schlange.

An den Füßen trage man Sakerlschuhe, oder falls diese mit hohen Absätzen nicht vorrätig sind, bunte Lackschuhe. Auch Schühchen aus oberbayerischem Krotobildleder sind zum Wadlstrumpf sehr apart. Jedoch nehme man auch genagelte Schuhe mit für den Fall, daß man einmal Omnibus fährt.

Wenige Schwierigkeiten bereitet die Joppe, auf bayerisch: Coutaway. Jeder hat doch einen alten Smoking zu Hause oder einen ausgedienten Gehrock — ein paar Hirschköpfe aus echtem Zelluloid draufgenäht, darunter ein steifes Hemd, Stehtragen, Röllchen, und der Löffel ist fertig! Als Krawatte binde man ein buntes Taschentuch um, es gibt da wunderbare buntgedruckte, mit Königssee, vielleicht ist es auch der Fannsee, man kann's nicht recht erkennen, weil es solche Berge, wie um den See gedruckt sind, höchstens in Kamerun gibt. Manchmal steht auf dem Täschel der treuherzige bayerische Spruch: „Souvenir an Berchtesgaden“. Das sind dann die echt handgewebten, — den Fabrikpreis wass' net! Auf den Kopf gehört ein Hütel, daß man denkt, es ist dem Andreas Hofer feiner. Das wirkt unecht, und deshalb stecke man lieber eine Pfauenfeder hinauf. Auch echte Spielhahnfedern sind sehr beliebt und gar nicht schwer zu kriegen. Jeder Gockelhahn hat ein paar im Schwanz stecken! Die kann man dann als selbstgeschossen ausgeben! Na, ja; wenn das Suppenhuhn halbiert... Das, was wäre das wichtigste, was man zu beobachten hat, will man in der Sommerstrübe als urechter Bua wirken. Hält man sich auf der Straße einige Tage in München auf, dann knalle man noch einen Kniefuß voll vorjähriger Unterwäsche auf den Rücken, nehme einen „Alpenstab“ in die Rechte, und gehe in diesem Aufzug beherzt und selbstzufrieden ins Prinzregenten-Theater. Man wird Freude erzeugen.

Gemütlche Menschenfresser

Ein Ausflug in den Malaiischen Archipel. — Die Höhle der Bergwelt. — Vom „Java“ keine Spur.

Zwei junge Italiener Fürst Rospigliosi und Don Rodolfo del Drago, sind soeben von einer großen Reise zurückgekehrt, die sie durch den Malaiischen Archipel geführt hat, und von der sie nun in einer italienischen Zeitung viel Erstaunliches zu berichten wissen. Es war den beiden jungen Herren in Italien zu langweilig geworden, sie träumten von gefährlichen Jagden und sehnten sich danach, Raubtiere, Elefanten, seltsame Vögel und Krokodile zu schießen. So fuhren sie nach Ceylon, landeten in Colombo und hofften, dort die Löwen und Leoparden zu finden, die darauf warteten, von ihnen niedergeschossen zu werden; denn sie fühlten sich keineswegs als Touristen, sondern als große Raubtierjäger. Sie brachen sofort ins Innere der Insel auf, fanden seltsame Pflanzen, waren von der herrlichen Landschaft und dem tropischen Klima entzückt, entdeckten aber nichts, was einen Schuß Pulver aus Präzisionsgewehren wert zu sein schien. Darum fuhren sie schnell nach Borneo weiter, wo sie sich zunächst einmal den Magen mit gewaltigen Mengen von Medikamenten verdarben, um allerlei Tropenkrankheiten zu entgegen; nachdem sie dieses Opfer gebracht hatten, sahen sie sich wieder nach dem Jagdwild um, das ihnen nicht den Gefallen tat, in die Ebenen hinunterzusteigen.

Es gibt auf Borneo nur sehr wenige Europäer, meist Holländer, und auch die Malaienbevölkerung ist dünn gesät. Die Holländer zeigten den beiden Italienern alles was es auf der Insel an Schönheiten gibt, aber sie mußten ihnen mitteilen, daß Borneo ein schlechtes Jagdgebiet ist. Die Affen werden immer seltener, und die Nashörner, die es dort geben soll, leben im Gebirge versteckt, so daß sie schwer zu finden sind, da die Eingeborenen das Gebirge niemals betreten. Die Bergwelt ist nach ihrer Ansicht eine Art Höhle, in die die toten Seelen verbannt werden, und mit Geistern hat kein Malai gern zu tun. Dafür lernten die beiden Reisenden die Stämme der Dajak kennen, von denen sie gehört hatten, daß sie furchtbare Kopffäger seien, die ihren Feinden die Köpfe abschneiden und sie dann als Trophäen konservieren. Aber selbst dieses Abenteuer zerrann in nichts, die Dajak entpuppten sich als friedliche Leute, die den weißen Mann als ihren Freund begrüßten. Sie wohnen in Häusern, die auf Pfählen in den Klüften stehen und Kampong genannt werden; jeder Kampong ist in eine Reihe von Schlafräumen geteilt, in denen immer eine ganze Familie haust. Den Begriff des Eigentums kennen die Dajaks nicht; bei ihnen gehört vielmehr jeder Gegenstand allen. Das Besondere dieser Malaien fanden die beiden Italiener besonders merkwürdig; die verheirateten Frauen sind ihren Männern nämlich unbedingt treu, und es herrscht strikt innegehaltene Monogamie — aber den jungen Mädchen ist alles erlaubt. Die Dajak erklären, daß die Mädchen von sechzehn oder siebzehn Jahren das Leben erst einmal kennen lernen müssen, ehe sie sich auf eine Ehe festlegen.

Da es keine Tiere zu jagen gab, wollten die beiden Reisenden ihre Abenteuerlust befriedigen, indem sie sich zu einem Kannibalenstamm begaben. Sie besuchten also den Stamm der Gianlang, mußten aber feststellen, daß die Mitglieder dieses Stammes, die selbst Schlangen, Insekten, Hunde und überhaupt alle Arten von Lebewesen als Nahrung nicht verschmähen, seit ungefähr zwanzig Jahren dem Genuß von Menschenfleisch entsagt haben. Die Kannibalen sind nach der Schilderung der beiden Italiener besonders ehrenwerte Leute von bemerkenswerter Charaktergüte. Als die Europäer zu ihnen kamen, luden sie die Frauen des Stammes, in Begleitung der Männer, als ihre Gäste ein und setzten ihnen ein furchtbares Getränk vor, das Tual genannt wird und aus gegorenem Reis zu gewinnen ist. Die landesübliche Höflichkeit, gebietet, anzunehmen und das wenig schmackhafte Reisbier hinunterzuwürgen, ohne eine Miene zu zeigen. Uebrigens sind die Hüften dieses Stammes, dessen Gattungschaft die italienischen Aristokraten genossen, mit Schädeln und präparierten Menschenhäuptern geschmückt, Trophäen aus alten Zeiten und Andenken an liebe Verwandte.

Bübchen wird erzogen

Von Wilhelm Groß.

Die handelnden Personen:

Vater: Ganz gewöhnlicher Europäer, verheiratete sich vor zweieinhalb Jahren mit —

Mutter: Ganz durchschnittlich, wurde vor anderthalb Jahren Mutter von Bübchen, das nicht ganz gewöhnlich ist. Es ist das süßeste Geschöpf dieser Welt, es ist das artigste Kind, das man sich denken kann. Es hat die verschiedenartigsten Veranlagungen, und wenn es Zeit und Lust hat, ist es das liebenswerteste, reizendste, gehorsamste usw. Kind, das jemals geboren wurde — — von Mutter, versteht sich...
Die Handlung spielt in der Wohnstube.

Zeitpunkt: Das Zeitalter des Kindes, der Humanität, der Pädagogik, des Dancings und des Lippenstiftes.

1. aber kräftig wirkende Szene:

Mutter (sitzt in einem Lehnstuhl und häkelt an einer Arbeit, die sonst was werden kann, für alle Zwecke zu gebrauchen): „Bübchen ist heute gar nicht artig gewesen...“

Vater (auch in einem Lehnstuhl, aber mit dem Feuilleton der Abendzeitung, das fabelhaft spannend ist): „So?“

Mutter: „Du hörst ja gar nicht, was ich sage!“

Vater: „Ja — nein — was sagst Du?“

Mutter: „Ich sagte, daß Bübchen heute gar nicht artig war.“

Vater: „Hast du ihm da wenigstens die Hosen stramm gezogen?“

„Nein, — bildest Du Dir wirklich ein, daß ich bei jeder Gelegenheit auf das Kind losjagen soll...?“

„Nein, nicht bei jeder Gelegenheit, aber er ist nun wirklich bald groß genug, um endlich etwas artiger zu sein. Ich entsinne mich nicht, in welchem Blatt ich das gelesen habe, und welcher Arzt bei irgendeiner Gelegenheit geschrieben hat, daß ein Kind während der ersten zwei Lebensjahre erzogen werden müsse, es scheint wirklich etwas daran zu sein. Die Seele des Kindes ist ja in den ersten beiden Jahren sehr empfänglich...?“

Mutter (leicht irritiert): „Ach, — hör doch auf mit Deiner wissenschaftlichen Rede. Kinder müssen nicht mit Prügel sondern durch gute Beeinflussung erzogen werden. Früher prügelte man die Kinder, wenn sie unartig waren, aber heute...“

„Zur rechten Zeit und auf die rechte Art...“

„Ach, Unfug. Deine Mutter hat mir ja zwar erzählt, daß Du ziemlich, — na, wie soll ich sagen — handgreiflich erzogen worden bist — bis zu Deiner Konfirmation, ja, sogar noch länger — aber —“

Vater (in seiner Stimme ist jetzt ein Zusatz von 25 Prozent Hohn): „Ja, ich war damals ein richtiger Junge, ich hing nicht immer meiner Mutter am Schürzenband, ich war ein richtiger Junge, ganz einfach und nicht ein „fischer Kerl“ — — Und Bübchen soll auch ein Junge werden.“

„Das kann er ja auch, ohne früh und spät Prügel zu bekommen...“

Vater (weitere 10 Prozent Hohn): „Ja, — Du hast ja nun mal diese verfl... weidgerechten Ansichten — was hat denn der Junge eigentlich getan, hat er in der Waischule gepanakt, oder hat er eine andere himmelschreiende Todsünde begangen?“

„Er hat sich an Deinen Schreibtisch herangemacht. Du hast die Schubladen offen stehen gelassen und er hat alle Papiere auf den Fußboden gestreut — einige hat er auch zerissen. Du könntest auch daran denken, Schubfächer und Schränke zu verschließen, dann könnte so etwas nicht passieren.“

Mehr Erfolg hatten die beiden Italiener endlich auf Sumatra, wo sie zwei Tiger, mehrere braune Haren und eine Reihe von Wildschweinen erlegten. Auch ein prächtiger Elefant wurde gefangen, der dem Zoologischen Garten in Rom geschenkt worden ist. Nach einem anstrengenden Jagdmonat verbrachten die Reisenden dann fünf Tage in Palmenbau, dem Benedig der Insel Sumatra, das ganz auf Pfählen erbaut ist und in der Wassern des „Flusses Masi“ steht, der auch „der singende Fluß“ genannt wird. Das fließende Wasser ruft nämlich ein eigenartiges Geräusch hervor, das wahrscheinlich aus verschiedenen Gegenströmungen entsteht. Im April fuhren die beiden Italiener dann nach Java, wo es eine besondere reiche Fauna gibt. Dort leben verschiedene Tierarten, Leoparden, besonders der leopardus melas, Affen, Nashörner, Krokodile, und die Reisenden hielten sich für den Mißerfolg schablos, den ihnen der erste Teil ihres Unternehmens gebracht hatte.

Sie bewunderten auch die javanischen Tänze, die meist religiösen Charakters sind, und in denen sehr suggestiv wirkende Figuren gestellt werden; vergebens erkundigten sie sich aber nach dem Gesellschaftstanz „Java“, der in Europa so bekannt ist, den aber niemand auf der Insel kennt. Da sie in Italien wahrscheinlich nichts vorfeiern hatten, machten die beiden Italiener den Rückweg über Bali, Celebes, die Fidjischen Inseln, Samoa, Hawaii nach San Francisco, wo sie sich in die Eisenbahn setzten, die sie in Neuyork verließen, um den Dampfer nach Italien zu besteigen.

Chinesisches Lied

Von Albert Ehrenstein.

Mit fünfzehn Jahren zog ich aus mit dem Heer,
Mit achtzig Jahren lehrte ich heim.

Auf dem Heimweg traf ich einen Mann aus dem Dorf,
Ich fragte: „Wohnt noch wer in dem Haus?“

„Das dort oben ist euer Haus,
Alles bedeckt von Bäumen und Unkrautgebüsch!“

Wilde Kaninchen wohnen im Hundeloch,
Fasane fliegen nieder von den Balken des Dachs,

Vorn im Hofinnern verwildertes Korn,
Beim Brunnen welken einige Malven.

Ich will das Korn Lochen zur Grütze,
Ich will die Malven pflücken zur Suppe.

Suppe und Grütze sind beide gefocht,
Aber niemand ist hier, sie mit mir zu essen.

Ich ging hinaus und schaute gegen Westen und Osten,
Es fielen, Tränen fielen auf meine Kleider.

(Frei nach dem Chinesischen.)

Vater (mit steigender Temperatur): „Ja, selbstverständlich, ich werde alles verschließen, große Hängeschlösser werde ich daran hängen, und dann werde ich zuhause bleiben und aufpassen...“

Mutter (60 Grad Celsius): „Du willst doch wohl nicht etwa ein so kleines Kind verantwortlich machen... er weiß ja nicht, was er darf und was er nicht darf — aber — wo ist Bübchen eigentlich —?“

Bübchen, der sich weder für die Zeitung noch für das Häfelzeug seiner Mama interessiert, hat selbstverständlich einen Ausflug ins Schlafzimmer unternommen. Auf dem Toiletentisch hat er reichliches Material zu kosmetischen Studien gefunden. (Bübchen ist, wie bereits erwähnt, außerordentlich gewandt.) Er hat bereits den halben Inhalt einer Puderdose verpeißt, denselben Weg gingen zwei Augenbrauenstifte, und jetzt ist er gerade damit beschäftigt, mit astringierendem Babewasser nachzuspülen und sich mit Hautcreme den Mund auszumieren, denn alles Vorhergegangene hat nicht etwa gut geschmeckt, aber immerhin: es war doch mal was anderes als Griespamps.

Mutter (sichtbar erregt): „Neeee — — — wie sieht der Junge aus — o — Gottgott! — für vier Mark Puder...“

Vater (kommt herbeigeeilt und erfährt die Situation mit einem Blick): „Ja — der ganze Farbenladen! Das kommt davon, wenn man seine Sachen nicht so unierbringt, daß es für ein kleines Kind ganz unmöglich ist, dabei zu kommen (noch 10 Prozent Hohn). Was machst Du eigentlich überhaupt mit all dem — äh — Plunder, dem Dreck da — überlasse das doch den jungen Dingen, die auf Jagd nach dem Mann gehen — was brauchst Du — als verheiratete Frau — Dich mit solcher Kriegsmalung zu überücheln — diese Bemörtelung mit Schminke — igitigittig — usw.“ Ach! — Krach! — Bumms! — Plärren! — Heulen! — Jetern...
Und da sagt man — — nichts verbindet zwei Menschen mehr — als ein Kind!“

Er eilte fort, der Zug fuhr ab. Sturt und Barker saßen einander gegenüber und blickten einander an. Dann sagten sie beide daselbe, mit denselben Worten und zur selben Zeit. Es kam so schön heraus, als hätten sie es wochenlang einstudiert. Sie sagten:
„Na, jetzt haben Sie sich schön blamiert.“

Der Rest der Fahrt verging in weitendem Schweigen. Barker gereizt, war entschlossen, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen. In der Endstation ging er sofort auf den nächsten Portier zu.

„Ich will den Stationsvorstand, oder den Verkehrsdirektor, oder einen Inspektor sprechen!“

„Einen Dienblid,“ sagte der Portier, nahm eine Milchkanne, ging damit fort und kam nicht wieder. Barker wandte sich an einen anderen. Endlich erreichte er sein Ziel, das Stationsbüro. Die Tür stand weit offen; man hörte von drinnen die Stimme Sturts:

„Es handelt sich nicht allein um das Fenster ohne Scheibe. Aber wie kommt man dazu, mit einem betrunkenen Gauner zu fahren, der meines Wissens nur ein Billet dritter Klasse hatte!“ — — —

Ich bin froh, daß ich nicht Frau Barker war, als Herr Barker diesen Abend nach Hause kam.

Deutsch von Ernst C. Stein.

Anekdoten

Karl Schönherr führt gern ein bißchen Regie, nicht immer zur Freude der Schauspieler. Eines Tages, so erzählt das „Theater“, gibt er wieder einem Künstler gute Ratschläge. Willi Thaller steht dabei und nimmt den Dichter beiseite: „Herr v. Schönherr, dem dürfen Sie nichts vormachen, der ist Anfänger und macht's nach!“

Hans v. Bülow konnte in seinem Orchester zwei Musiker nicht leiden, sagen wir die Herren Schulz und Schmid. Eines Tages vermisst er beide bei der Probe und wendet sich an den Konzertmeister: „Wo ist Herr Schmid?“ — „Herr Schmid ist heute nacht vom Schlag getroffen worden.“ — „Scharmant, scharmant! Und Herr Schulz?“

Alexander Moissi, der in Lenormands „Der Feigling“ am Wiener Deutschen Volkstheater die Titelrolle spielt, erhielt dieser Tage folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr Moissi! Sie können sich gar nicht vorstellen, mit welcher Spannung ich Ihrem heutigen Auftreten entgegensehe. Ich habe Sie in Ihren familiären Rollen bewundert, kenne Ihr künstlerisches Wandlungsvermögen, aber die heutige Rolle dürfte wohl die schwerste sein, die Sie je verkörpert haben. Ich hoffe aber, daß Sie sich auch in ihr als der große Künstler erweisen werden.“ (Folgt Unterschrift.) Moissi las den seltsamen Brief kopfschüttelnd. Am Abend war die Premiere des „Feigling“, und er wußte nicht recht, was das Schreiben bedeuten sollte. Da bemerkte er plötzlich einen dem Brief beigegelesenen Ausschnitt einer Wiener Zeitung, auf dem folgendes zu lesen stand: Deutsches Volkstheater, Anfang 8 Uhr, „Der Säugling“, (In der Titelrolle Alexander Moissi).

Sebbel und Grillparzer. Grillparzer sollte einmal eine kleine Gesellschaft besuchen, was er stets nur ungern tat. Auf langes Zureden, auf die Versicherung, es kämen „lauter Freunde“, sah er das anfängliche Weigern lassen zu wollen, aber er wünschte doch genau zu wissen, wer denn alles käme. Bei den ersten Namen, die ihm genannt wurden, nickte, er anscheinend zufrieden. Da hieß es „Sebbel“. Nun hob Grillparzer kopfschüttelnd den Blick zu dem einladenden Freunde und meinte: „Da erlauben Sie mir, daß ich doch nicht gehe!“ — „Aber warum?“ fragte der zurück. „Sie kennen ja Sebbel und ich ähne ihn hoch, wie ich aus Ihrem Munde oft vernommen.“ — „Ja, ja,“ replizierte darauf der Dichter, „alle Achtung vor dem, was er schreibt, — aber — ich bin doch nicht heimlich in seiner Nähe. Er wirft oft ein kurioses Thema auf — er ist z. B. imstande und fragt: „Was ist Gott?“ Ja, ich weiß es aber...“ Er weiß es aber — und sehen Sie, da kann ich nicht mitreden.“ B.

Der Rechnungsprüfer.

Herrn Gustav Menghofer, Rechnungsprüfer am Finanzamt, ist durch Erbschaft eine größere Summe zugefallen, die ihm ermöglicht, seine langersehnte Italienreise zu unternehmen. Der minutiös ausgearbeitete Reiseplan klappt in allen Teilen. In Rom betritt er mit aufgeschlagenem Nachbeger die Peterskirche, zählt Altäre, Säulen und Fenster nach, schaut ins Buch: „Stimmt!“ nickt er befriedigt und wendet sich zum Gehen.

Die freien Gewerkschaften und die Arbeitsgemeinschaft

Die Frage der Arbeitsgemeinschaft in Polen-Oberschlesien gehört wohl zu den Schlagworten erster Klasse, welche die ober-schlesischen Arbeiter am meisten beschäftigt hatte. Sie war Gegenstand der Diskussion nach ihrer Gründung im Jahre 1919 und schwächte sich allmählich bis zum Anfang dieses Jahres ab. Hin und wieder erlebte diese Frage eines gewissen Auflegens, wenn Meinungsverschiedenheiten über die Taktik entstanden. Es gab allerdings auch Momente, wo einzelne Organisationen die Arbeitsgemeinschaft nur zu ihrem Vorteil sprengen wollten.

Die freien Gewerkschaften haben das Bestehen der Arbeitsgemeinschaft bei der Gründung schon, wie es aus dem Protokoll hervorgeht, nur bis zu einer bestimmten Grenze toleriert, sie haben aber stets die Auffassung vertreten, daß dieses Uebel nur eine vorübergehende Notwendigkeit ist. Wenn die Arbeiterklasse in Oberschlesien der Frage „Arbeitsgemeinschaft“ aus dem Wege geht, so wird diese zum Zeichen ihres Protestes sich den Klassenkampforganisationen zuwenden, und die weitere Lebensbedingung der Arbeitsgemeinschaft wird dadurch von selbst gelöst. Dies waren Fragen der Nachrevolutionenzeit. Die Verhältnisse kamen anders; Aufstände, Plebiszite, Volksabstimmung, Teilung hatten den damals nahegekommenen Geist der Arbeiterklasse umgestellt. Die Arbeitsgemeinschaft wurde geteilt; in einen Sitz nach Glesiwitz, der andere verblieb in Kattowitz.

Ist durch die Teilung der Geist der Arbeiterschaft zum Klassenkampf gestiegen? Diese Frage zu beantworten ist äußerst einfach. Die Arbeiterklasse wurde durch die Trennung nationalisiert, zum Teil in die Hände der rechtsstehenden Gewerkschaften zwangswegig getrieben, zu einem großen Teil den nationalsozialistischen arbeiterschädlichen Organisationen preisgegeben und damit von den Gewerkschaften überhaupt getrennt.

Die freien Gewerkschaften waren wohl mit die ersten, die die Erfassung der Arbeiterschaft in Gewerkschaften durch die Arbeitsgemeinschaft der Gewerkschaften nach den Umständen verteilten. Auch die polnischen Klassenkampforganisationen waren sich der Pflicht zur Organisation der polnischen-oberschlesischen Arbeiter bewusst. Wiederholt hat die Arbeitsgemeinschaft zur Erfassung Stellung genommen. Nicht umsonst hatte man auf Teilerfolge in der Lohnpolitik hingewiesen, welche nur den uninteressierten Massen zugeschrieben werden müssen, da sonst größere Erfolge der polnisch-oberschlesischen Arbeiterklasse zufließen. Trotz aller dieser Hinweise haben wir erleben müssen, daß ungewollt Elemente gegen die freien Gewerkschaften und deren Mitglieder vorgehoben wurden, um die breite Arbeiterschaft an einer Organisation in den deutschen freien Gewerkschaften zu hindern. Wie weit es der anderen Seite gelungen ist, die Arbeiterschaft zu organisieren, ist uns nicht möglich nachzuprüfen. Fest jedoch steht, daß ihre Stärke nicht nach den angegebenen organisierten Massen bisher zum Ausdruck kam.

Die Arbeitsgemeinschaft ist also mit Rücksicht auf das Obengesagte noch immer ein bestehendes Uebel, und wenn sie in den Jahren 1919-20 notwendig war, so wird man ihre Notwendigkeit im Augenblick zugunsten der Arbeitnehmer nicht ableugnen können. Heute, wo die Unternehmer reiflos organisiert sind, wo heute den Unternehmern Regierungsinstanzen stützen, kann man in diesem Augenblick die Arbeiterklasse noch mehr schwächen? Das vielseitige Organisationsverhältnis hat die Arbeiterklasse bis zu einem Mindestprozentmaß bereits geschwächt. Soll durch Aufgabe dieser Arbeitsgemeinschaft unter den Gewerkschaften dem Arbeitgeber der letzte organisierte Arbeiter zur Profitausschüttung ausgeliefert werden? Heute bereits ist es ein Schauspiel für Götter, wenn über Lohn- oder Arbeitszeitfragen oder andere Differenzen die eine Gewerkschaftsrichtung verhandelt, während die andere auf dem Korridor zur Verhandlung wartet, und wenn die erste mit dem negativen Bescheid abgezogen ist, kommt die 2. und die 3. Partei auf diesen Korridor, und wenn die 2. und 3. Partei mit dem Ergebnis der ersten den Verhandlungsraum verlassen hat, ist es das Kapital der Arbeitgeber, das sich freudig über eine derartige Schwäche die Hände reibt und weiß, daß diese Arbeiter ihm nicht im Geringsten etwas schaden. Liegt dieses Vorgehen im Interesse einer Arbeiterklasse? Bestimmt ist das keine Schädigung von Arbeiterinteressen, wenn man nach der ergebnislosen Verhandlung und Stellungnahme in den einzelnen Korporationen brieflich untereinander die Aufforderung zu einem gemeinsamen Vorgehen im Kampf gegen den Unternehmer verlangt. (Eintägiger Streik). Diese so klare Feststellung beweist uns, daß man mit dem Schindlerstreiken am ober-schlesischen Arbeiter aufhören muß. Diese Feststellung zeigt, daß nur ein gemeinsames Vorgehen zu einem Erfolg führen kann.

Der letzte Streik hat uns auch gelehrt, daß man nach Austritt aus der Arbeitsgemeinschaft die Arbeitsgemeinschaft zu einem gemeinsamen Kampfe (zu gemeinschaftlicher Arbeit) aufgefordert hat. Da die Arbeitsgemeinschaft nicht eingetreten ist, ist der Kampf der einzelnen Gruppe in nichts zerfallen.

Zwei wichtige Momente sind für die hiesige Arbeiterschaft von Bedeutung. Sieht die Arbeiterschaft die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft als eine Schädigung ihrer Interessen an, dann muß sie ihren Unwillen durch Eintritt in die Klassenkampforganisationen bekunden. — Zweitens: erfolgt diese Kündigung nicht von der Arbeitsgemeinschaft, dann ist die Taktik einzelner Funktionäre der großen Arbeitermasse und deren Führer durch Austritt aus der Arbeitsgemeinschaft zu einer Revolutionierung der Arbeiterschaft eine falsche, eine dem in den Klassenkampforganisationen organisierten Arbeiter schädliche Taktik. Der Sozialismus in Polen-Oberschlesien, wie den Klassenkampfgedanken kann man nicht fördern und verbreiten, indem man sich außerhalb der Masse stellt, sondern wollte man im Interesse des Sozialismus und des Klassenkampfgedankens wirken, dann ist es Pflicht der Klassenkampforganisationen, in diese bürgerlichen rechtsstehenden Organisationen, sowie in die breiten Arbeitermassen hineinzugehen und dort im Interesse des Klassenkampfes zu wirken. Wird die Tätigkeit der Klassenkampforganisationen eine der breiten Masse zufriedenstellende sein und wird sie im Gesamtkampfe die Klassenkampforganisation ihre Taktik inne halten, dann wird die Revolutionierung der Arbeiterschaft, welche heute noch nach Erfolgen schreit, eine ständig wachsende, von der bürgerlichen Ideologie sich abtrennende werden. Den deutschen freien Gewerkschaften kann nur dieser Weg für die Beurteilung der Arbeitsgemeinschaft maßgebend sein. Wenn gleich, wie feststeht, diese Revolutionierung der Arbeiter nicht durch ihre Tätigkeit reiflos zu ihren Gunsten sich auswirkt, so wirkt sie sich mit Rücksicht auf das Wort „Deutsche Minderheit“ zugunsten der Mehrheitsorganisationen aus, welche

Die Sozialversicherung in Polen im Jahre 1926

Langsam und stufenweise eignet sich die Arbeiterklasse die Kenntnisse auf dem Gebiete der Sozialversicherungsgesetzgebung an. Sie macht sich mit den Grundsätzen und der praktischen Tätigkeit der Versicherungsinstitutionen bekannt, lernt sie für ihre Zwecke benutzen und lernt auch, diese Institutionen zum Wohle der Versicherten selbstständig zu verwalten. Immer tiefer dringt das Bewußtsein in die Massen, daß so unvollkommen die Sozialversicherung auch sein mag, sie dennoch ein sehr wichtiger Faktor ist, der die Ungerechtigkeiten des kapitalistischen Systems auszugleichen sucht. Im kapitalistischen System hat die Arbeit nur sofern einen Wert, als sie die Gewinne des Kapitals vermehrt. Der Arbeiter wird aus der kapitalistischen Kalkulation gestrichen, wenn er krank, alt oder arbeitsunfähig wird, oder aber die Ausnutzung seiner Arbeit sich nicht als gewinnbringend beweist.

Gegen die Folgen obiger Schicksalsfälle wehrte sich die Arbeiterklasse zu den verschiedensten Zeiten durch verschiedene Mittel, besonders aber durch das Mittel der Selbsthilfe innerhalb der Berufsorganisationen. Diese Organisationen, obwohl sie große Verdienste auf dem Gebiete der Sozialversicherung erworben haben und heute noch aufweisen, waren jedoch nicht in der Lage, der Arbeiterschaft in den schwersten Lebensmomenten volle Hilfe angedeihen zu lassen. Vor allem darum, weil sie nur einen geringen Teil der Arbeiterklasse umfaßten, die sich nur freiwillig den Organisationen angeschlossen, dann aber auch war die Tätigkeit auf dem Gebiete der Sozialversicherung nur ein Teil, gewissermaßen ein Lebenszweig der programmatischen Tätigkeit dieser Berufsorganisationen. Erst die allgemeine Zwangsversicherung schuf die Grundlage, auf welcher sich eine wirksame, auf festen versicherungstechnischen Fundamenten gestützte Hilfsaktion bilden konnte.

Der Organisationsapparat und die Ausdehnung des wirtschaftlichen Einflusses der Institutionen für Sozialversicherung ist in unserer Zeit derart gewachsen, daß es eines besonderen Interesses, eines ersten Studiums der rechtlichen Grundlagen und des Berichterstattungsmaterials über die Tätigkeit dieser Versicherungsinstitutionen bedarf, um genügende Orientierung zu gewinnen. Die Arbeiterklasse, deren wirtschaftliche und gesellschaftliche Interessen mit der Entwicklung und der Leistungsfähigkeit der Institutionen für Sozialversicherung aufs engste verknüpft sind, muß einerseits danach streben, den weitgehendsten Einfluß in diesen Institutionen zu gewinnen, und andererseits lernen, ihren Einfluß in entscheidendster und gewissenhafter Weise zugunsten der Versicherten und der Institutionen geltend zu machen. Dazu braucht sie einen Stab von Fachleuten, die im Dienste der Sozialversicherung Schulung und Erfahrung erworben haben. Dazu braucht es aber auch einer fortwährenden

Aufklärung über die Bedeutung der Sozialversicherung zwischen den breiten Massen, um diese vor den vergiftenden Fälschungen und Verleumdungen, welche die offenen und versteckten Gegner der Arbeiterklasse gegen die Institutionen der Sozialversicherung austreuen, zu wappnen und widerstandsfähig zu machen. Wohl sind wir in Polen über den Zeitpunkt hinausgekommen, in welchem ein jeder Versammlungsbemüßter oder literarischer Strauchritter durch willkürlich fabriziertes Zahlenmaterial die Lotterwirtschaft der Krankenkassen und die übermäßige Belastung der Produktion durch die Sozialversicherung glaubhaft nachweisen konnte, doch kann man auch heute noch in den Kreisen der Intelligenz Ansichten hören, die dem Eingeweihten völlig aufs Aeußerste befremden müssen. Um so mehr ist es Pflicht der Arbeiterorganisationen, und insbesondere der Gewerkschaften, die Arbeitermassen mit der Sozialversicherung bekannt zu machen, ihr Interesse zu wecken und eine wachsende aktive Teilnahme der Arbeiterklasse an der Sozialversicherungspolitik des Staates hervorzuheben.

Unschätzbare Dienste kann nach dieser Richtung der vom Arbeitsministerium herausgegebene „2. Jahrgang der Sozialversicherung für das Jahr 1926“ leisten. Wir geben hier nur einige Zahlen an, die uns am wichtigsten interessantesten scheinen, verweisen im übrigen auf die Publikation selbst, die in keiner Arbeiterbibliothek und bei keinem Arbeitervertreter fehlen sollte.

Der wichtigste Teil der Sozialversicherung ist die Versicherung für den Krankheitsfall. Sie stützt sich auf 228 Krankenkassen, die durch das Gesetz vom 19. Mai 1920 geschaffen wurden und auf 47 Krankenkassen in Oberschlesien, die sich auf das deutsche Gesetz stützen.

Die Zahl der Versicherten, ohne Oberschlesien, betrug 1 783 000. Die Zahl der Unterhaltungsberechtigten, d. h. der Versicherten und ihrer Familienangehörigen betrug zirka 4 000 000 Personen. In Oberschlesien beträgt die Zahl der Versicherten 225 000, der Unterhaltungsberechtigten etwa eine halbe Million Personen.

Die Publikation des Ministeriums enthält genaue Zahlen über das Finanzgebaren und über das Vermögen einer jeden dieser Krankenkassen und gewährt einen Einblick in das innere Leben und die Tätigkeit derselben. Einige Gesamtzahlen sollen uns über die Größe des Apparates, der über dem Gebiete der Krankenversicherung erstattet wurde, Aufklärung finden. Die Krankenkassen, welche auf der Grundlage des Gesetzes vom 19. Mai 1920 tätig sind, hatten eine Gesamteinnahme an Beiträgen von rund 145 Millionen Zloty, sowie 6 Millionen Zloty an sonstigen Einnahmen. An Krankengeld wurde den Versicherten zurückgezahlt 31,4 Millionen Zloty. Für ärztliche Hilfe wurde verausgabt 35,8 Millionen Zloty, an Medikamenten 25,2 Millionen Zloty, für Spitalhilfe 21 Millionen Zloty, oder zusammen 133,7 Millionen Zloty.

Über eine halbe Million Personen, die im Laufe dieses Jahres erkrankten und arbeitsunfähig waren, erhielten Krankenunterstützung oder Krankenhausbehandlung für die Dauer von zusammen 10 Millionen Tagen. 24 000 Wöchnerinnen erhielten ärztliche Hilfe und überdies Wöchnerinnenunterstützung von zusammen fast 1 Million Tagen. Fast 200 000 Lungentranke fanden im Laufe des Jahres Behandlung in den Beratungsstellen, Ambulatorien und Heilstätten der Krankenkassen.

Das Reinvermögen der Krankenkasse betrug Ende 1926 ungefähr 49 Millionen Zloty, wovon jedoch 34 Millionen Zloty auf rückständige Beiträge der Arbeitgeber entfallen.

Die Gesamteinnahme aus Beiträgen der ober-schlesischen Krankenkasse betragen 17 Millionen Zloty. Die Einnahmen aus anderen Quellen betragen 3 Millionen Zloty. Die Ausgaben für allerlei Unterhaltungen beliefen sich auf 20 Millionen Zloty. Da die Ausgaben für Administration 1,5 Millionen Zloty ausmachten, wozu eine viertel Million anderer Ausgaben kamen, überstiegen die Ausgaben die Summe der Einnahmen um etwa 2 Millionen Zloty.

Ein zweiter wichtiger Versicherungszweig ist die Unfallversicherung. Sie umfaßt 2 770 000 Versicherte, davon in der Industrie 1 109 000 und in der Landwirtschaft 1 660 000 Personen. Die Zahl der Versicherten ist hier höher als bei der Krankenversicherung, da in Oberschlesien, wie im früheren preussischen Gebietsteil, die Arbeitgeber in der Landwirtschaft gleichfalls versichert sind. Die Gesamthöhe der Beiträge betrug 35 Millionen Zloty, wovon 5 Millionen Zloty auf frühere Jahre entfallen. Für Unterhaltungen wurden hauptsächlich in der Form von Renten 17 Millionen Zloty ausgegeben, für die Administration 3 Millionen Zloty. Das Reinvermögen der Unfallversicherungsanstalt betrug 50 Millionen Zloty.

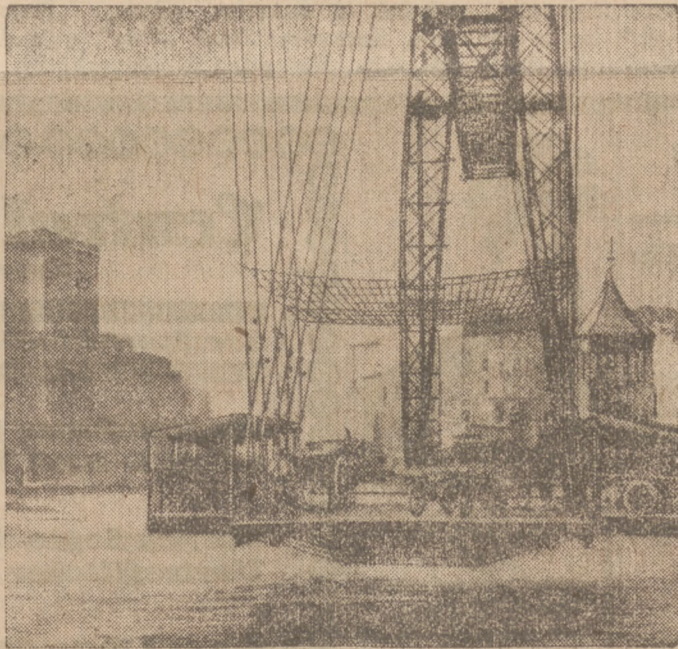
Im Jahre 1926 wurden annähernd 60 000 Unfälle angemeldet, von welchen jedoch nur 12 747 als entschädigungsberichtig anerkannt wurden, von diesen waren 913 Todesfälle. Die allgemeine Zahl der Renten, die zur Auszahlung gelangen, betrug Ende 1926 — 60 000. Die Höhe der Renten ist sehr verschieden und richtet sich nach der Höhe des Verdienstes und dem Ausmaße der Unfallsfolgen. Es muß jedoch festgestellt werden, daß die Durchschnittshöhe der Renten sehr gering ist. Sie beträgt in Kleinpolen und im früheren russischen Teilgebiet kaum 20 Zloty monatlich.

Die verhältnismäßig größte Zahl von Unfällen wird in den Kohlengruben, Hütten, in den Industrien für Metallverarbeitung, sowie in der Holz- und Bauindustrie verzeichnet. Am häufigsten geschehen Unfälle auch durch Motoren, Transmissionen, und durch das Einstürzen von Gerüsten. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Höhe der Renten noch die Unfallsummen nicht den bescheidensten Forderungen der Arbeiterschaft entsprechen, so lernen wir begreifen, welch weites und dankbares Arbeitsfeld sich hier für die Tätigkeit der Arbeiterorganisationen darbietet.

Einen weit bescheideneren Platz als die geschilderten nimmt bei uns die Alters- und Invalidenversicherung ein. Sie verpflichtet nur für den früheren preussischen Gebietsteil in Oberschlesien. Diese Versicherung umfaßt 830 000 Personen, wovon allein in Oberschlesien 300 000 sind.

Die Gesamteinnahmen aus Beiträgen im Jahre 1926 betragen 20,5 Millionen Zloty, anderweitige Einnahmen 1,3 Millionen Zloty. Die Rentenunterstützungen hingegen betragen 13 Millionen Zloty, Unterhaltungen anderer Art eine halbe Million Zloty, die Administrationskosten 1,2 Millionen Zloty.

Das Reinvermögen der Anstalt für Alters- und Invalidenversicherung beträgt 21,2 Millionen Zloty.



Eine Schwebefähre

in Marseille, die wie ein Laufstran Personen und Fahrzeuge von einer Uferseite zur anderen überführt.

in ihrer Tätigkeit Verschiedenes vernachlässigen und durch Austritt aus der Arbeitsgemeinschaft diese Schwäche verdecken wollen.

Das Wort „Arbeitsgemeinschaft“, das man heute anwendet, ist im Sinne der Arbeit der Gewerkschaften untereinander eine falsche Bezeichnung. Sie konnte früher eine Anwendung finden, muß aber heute von den zusammenarbeitenden Gewerkschaften unbenannt werden. Die heutige Taktik beschränkt sich nur auf die Zusammenarbeit der Arbeitnehmer-Gewerkschaften untereinander, und diese Forderungen werden im gleichen Sinne und gleichen Maße als Forderungen, um die gekämpft werden muß, dem Arbeitgeber und den Behörden vorgelegt. Die Bezeichnung dafür muß also, wie bereits im Artikel begründet, als Gemeinschaftsarbeit, deren Erfolge in Tarifverträgen festgehalten werden, in „Tarifgemeinschaft“ umgewandelt werden.

Wir haben große Organisationen in Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei, und erst vor einer Woche hat die größte Organisation des Klassenkampfes, der „Deutsche Metallarbeiterverband“, mit seiner Mitgliederzahl von 880 000 seine Generalversammlung gehabt, wo im Geschäftsbericht ausdrücklich betont worden ist, daß eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Unternehmertum seit Jahren nicht mehr besteht, dagegen eine Zusammenarbeit mit bürgerlichen Gewerkschaften da, wo sie noch notwendig ist, getätigt werden muß, weil die Arbeiterschaft durch Trennung der Bürgerlichen von der Klassenkampfeinstellung nicht revolutionieren könnte. Betont wurde auch, daß die Pflicht der Klassenkampforganisationen ist, in dieser Gemeinschaftsarbeit ihre Tätigkeit an die Spitze zu setzen, um der breiten Arbeiterklasse zu beweisen, daß in der Gemeinschaftsarbeit der Taktik der Klassenkampforganisationen die Erfolge zuzuschreiben sind.

Im Jahre 1926 wurden zusammen 13.146 Renten zugesprochen; die Gesamtzahl der Rentenzahlungen betrug 113.682. Davon entfielen auf den früheren preussischen Gebietsteil 73.805, auf Oberschlesien 41.877. Charakteristisch ist es, daß im früheren preussischen Gebietsteil 50 Prozent der Rentner aus dem Bergbau, Hüttenbau, der Industrie und dem Baufach hervorgehen.

Die Höhe der Renten ist auch hier sehr gering. Sie beträgt in Oberschlesien etwa 30 Zloty, im früheren preussischen Gebietsteil kaum 15 Zloty monatlich.

Außer den obigen Versicherungen umfaßt der „2. Jahrgang für Sozialversicherung“ noch die Pensionsversicherung der geistigen Arbeiter, welche vor der Ausdehnung der Versicherung auf den früheren russischen Gebietsteil 80.000 Versicherte zählte, ferner die Arbeitslosenversicherung, welche 700.000 Versicherte aufweist und endlich die Emeritalsversicherung der Eisenbahner im früheren preussischen Teilgebiet und in Oberschlesien und die Zuschlagsversicherung für den Fall der Invalidität der Bergarbeiter.

In allen obigen Teilen der Publikation finden wir wertvolle und interessante Angaben, welche Gegenstand von Referaten und Diskussionen innerhalb der Arbeiterverbände und ihrer Bildungsvereinigungen sein soll. Je näher die breiten Massen mit dem Leben und der Tätigkeit der Institutionen für Sozialversicherung bekannt und verknüpft sein werden, um so eher wird es gelingen, diese Institutionen im Sinne einer besseren Befriedigung der Bedürfnisse der Arbeiterschaft zu entwickeln. Man muß sich darüber klar sein, daß in diesen Institutionen eine Anzahl moralischer und materieller Rechte der Arbeiterschaft Ausdruck gefunden haben. Davon darf nichts verlorengehen. Es muß vielmehr in Zukunft eine Erweiterung und Verwirklichung der Rechte und der Nutzbarkeit dieser Institutionen angestrebt werden, um sie zu wichtigen Organen einer künftigen Gesellschaftsordnung zu gestalten. Ed. Polanski.

Vermischte Nachrichten

Chemartizium in Kohlst.

Blau und mager, ein Bild vollkommen geknickter Duldsamkeit, so stand er vor dem Ehegerichtsrichter. Er muß furchtbar gelitten haben. Sieben Jahre schon dauerte sein Martyrium. Sieben Jahre lang schwang seine Frau den Pantoffel über ihn, sieben Jahre lang war er dazu verurteilt gewesen, rohe Kost zu essen! Denn seine Frau war Kohlstöckerin; sie war eine Prophetin dieser Lebensweise, eine Tyrannin. Kohlstöcker über alles! Das war ihr Wahrspruch. Ueber den eigenen Mann, das einzige Kind — Kohlstöcker über alles! Kein Wunder, daß sich der Gatte nicht wohlfühlte. Er protestierte erst ziemlich energisch, darauf aber hagelte es zu Mittag Mohrrüben, Zwiebeln und andere Schlagworte der Kohlstöckerin. Später wurde der Gatte immer stiller. Er wurde Kohlstöcker unter Protest. Er leistete passive Resistenz. Aber er aß, er mußte einfach essen, was seine Gattin, die Janatizerin, die Prophetin der rohen Kost, ihm vorsetzte. Täglich bekam er gelbe Rüben, Kürbis, Zwiebeln in rohem Zustand. „Du wirst gesund bei dieser Lebensweise, du wirst „endlich“ ein Mann werden, paß auf. Hundert Jahre tanzt du dabei erreichen!“ Mit solchen Verheißungen wußte die tyrannische Gattin die Kohlstöcker noch zu würzen. Unter diesen Umständen verspürte der Gatte natürlich keine Lust, hundert Jahre alt zu werden. Schrecklicher Gedanke — bei gelben Rüben und Kürbissen! Sieben Jahre hatte er geschwiegen und gegessen. In qualvollen Nächten hatte er von riesengroßen Schneikeln geträumt und von anderen ledernen Dingen, die er sich nur leisten konnte, wenn seine Frau es nicht sah. Aber sie sah eben alles. Kohlstöcker hin, Kohlstöcker her. Sie mag ihre guten Seiten haben. Ohne

Zweifel. Über wenn man doch nicht will! Wenn man eben nicht will! Dann kann Kohlstöcker — sieben Jahre hindurch rohe Rüben und Kürbisse — einem gestohlen bleiben. Und die Frau, die solches auf den Tisch bringt, auch. So dachte endlich nach siebenjährigem Fasten der Mann mit dem vergewaltigten Magen. Er fühlte seinen Hungertod nahen, wenn er nicht bald etwas tat! Etwas Großes, Unerhörtes: er ging zum Richter und beantragte die Scheidung. Seine Geduld war erschöpft, sein Magen auch. Scheidung! Dieses Martyrium eines Ehemannes enthüllte jetzt eine Budapest Gerichtsverhandlung. Als der Mann sein Eheleben schilderte, standen dem Staatsanwalt die Tränen in den Augen. Aus Mitleid, aus Ergriffenheit und Erbarmen. Boshafte nur können behaupten, daß es die Tränen des Humors, der zwerchfellererschütternden Heiterkeit waren. Es waren die Tränen der Ergriffenheit! Wer könnte da lachen? Wem graut es da nicht bei dem Gedanken, daß seine Gattin ihm sieben Jahre lang täglich Rüben und Kürbisse auf den Tisch bringen könnte? Zerbrechen wir die Gitter dieses Gefängnisses, lösen wir dem bedauernswerten Manne die Fesseln von den Füßen, braten wir ihm Schnitzel, so große, daß er sieben Jahre lang daran zu essen hat...

Was der Rundfunk bringt.

Katowice — Welle 422.

Sonntag, 12: Zeitzeichen und Wetterbericht. — 21: Konzert, übertragen aus Warschau. — 22: Die Abendberichte. — 22,30: Tanzmusik.

Montag, 17: Kinderstunde. — 17,25: Vortrag. — 18: Tanzmusik. — 19: Verschiedene Nachrichten. — 20,15: Abendkonzert, übertragen aus Warschau. Danach die Abendberichte.

Kraakau — Welle 422.

Sonntag, 12: Berichte. — 13,40: Verschiedene Nachrichten. 21: Abendkonzert. — 22: Übertragung aus Warschau. — 22,30: Konzertübertragung.

Montag, 12: Schallplattenkonzert. — 13: Die Mittagsberichte. — 17: Übertragung aus Warschau. — 17,25: Vortrag. 18: Programm von Posen. — 19,30: Vortrag. Danach anschließend Berichte. — 20,15: Übertragung aus Warschau.

Posen — Welle 280,4.

Sonntag, 10,15: Übertragung aus der Posener Kathedrale. 12: Zeitzeichen. — 19,45: Vorträge. — 20,30: Heiterer Abend. 22: Berichte. — 22,40: Tanzmusik.

Montag, 13: Zeitzeichen und Schallplattenkonzert. — 18: Nachmittagskonzert. — 19,35: Vortrag. — 20,15: Volkstümliches Konzert, übertragen aus Warschau. — 22: Die Abendberichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag, 12: Zeitzeichen und Berichte. — 21: Konzertübertragung. — 22: Die Abendberichte. — 22,30: Tanzmusik.

Montag, 12: Schallplattenkonzert. Danach die Mittagsberichte. — 17: Kinderstunde. — 17,25: Vortrag. — 18: Konzert.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inzeratenteil: Anton Kzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. oap., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

übertragen aus Posen. — 19,30: Französischer Sprachunterricht. 19,55: Berichte. — 20,15: Abendkonzert. Anschließend die Berichte.

Gleiwitz Welle 329,7.

Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11,15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12,20—12,55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten. *) 12,55 bis 13,06: Neuerer Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13,30: Zeitanzeige, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13,45—14,35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15,20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17,00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitanzeige, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22,30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A-G.

Sonntag, 26. August. 8,45: Übertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 11,00: Katholische Morgenfeier. 12,00: Übertragung aus Gleiwitz: Violinkonzert. 14,00: Rätselspiel. 14,10: Abt. Philatelie. 14,35: Schachspiel. 15,00—15,30: Märchenstunde. 15,30—16,00: Stunde des Landwirts. 16,30—17,30: Unterhaltungskonzert. 17,30—18,00: Vereintes Ungereimtes. 18,30—18,55: Abt. Heimatstunde. 18,55—19,40: Übertragung aus Gleiwitz: Viederstunde. 19,40: Wetterbericht. 19,40—20,10: Helmuth Richter liest aus eigenen Werken. 20,30: Schließliches Entreefest. 22,00: Die Abendberichte. 22,30—24,00: Übertragung aus dem Hotel und Cafe „Vier Jahreszeiten“: Konzert und Tanzmusik.

Montag, 27. August. 16,00—16,30: Abt. Sport. 16,30—18,00: Unterhaltungskonzert. 18,00—18,30: Elternstunde. 18,30 bis 18,55: Stunde der Musik. 19,25—19,50: Übertragung aus Gleiwitz: Das geistige Werden in Oberschlesien. 19,50—20,15: Berichte über Kunst und Literatur. 20,30—22,10: Übertragung aus dem Restaurant „Friedberg“ Militärkonzert.

Veranstaltungskalender

Freidender. Am Sonntag, den 26. August verleben bei schönem Wetter die Freidender einen Tag auf den Spielwiesen in Panewnik (Nähe Schwedfeger). Treffen um 9 Uhr am Bahnhof Hajduk, Abmarsch 9,10 Uhr. Nachzügler Spielwiesen. Die Abzeichen der J. P. F. sind eingetroffen. Der Preis pro Stück beträgt 0,80 Zl. Bestellungen sind zu richten an: Bezirkssekretär Vinc. Pogonka, Lagiewniki, ul. Piotra 7.

Katowice, Holzarbeiter. Sonntag, den 26. August, vorm. 10 Uhr, im Zentralthotel Mitgliederversammlung. Pünktliches Erscheinen Pflicht.

Nikolai. Achtung! Ortsausflug! Am Sonntag, den 26. August, nachmittags 3 Uhr, findet im angegebenen Lokal die offizielle Gründung des Ortskartells der freien Gewerkschaften des Kreises Plesz statt. Es werden die Delegierten der betreffenden Zahlstellen aufgefordert, pünktlich zu erscheinen. Vollmachten nicht zu vergessen. Referent: Bezirksleiter Romak-Gleiwitz.

Nikolai. Sonntag, den 26. August, nachm. 1 Uhr, Sitzung der Vorstände der Partei, Gewerkschaften und Kulturvereine im bekannten Lokal.

Deutsche Theatergemeinde

Kröl. Huta, Hotel „Graf Reden“

Am Sonntag, den 2. September 1928, abends 1/2 8 Uhr

Großes Symphonie-Konzert

des verstärkten

Berliner Symphonie-(Blüthner) Orchesters

72 Künstler, 44 Streicher, 38 Bläser.

Dirigent: Generalmusikdirektor Dr. Kunwald.

Einziges Konzert in Ost- und Westoberschlesien.

Programm: 1. Reger, Variationen über ein Thema von Mozart
2. R. Strauß, Till Eulenspiegels lustige Streiche.
3. Barlicz, Symphonie phantastique.

Karten von 3,00—12,00 Zloty an der Kasse des Deutschen Theaters in Königshütte und Katowice. — In Beuthen in Spiegels Zigarrengeschäft.

TEEKANNE
Rot
gehaltvoll, aromatisch, die reine
Indo-Ceylon-
Teemischung feinsten Kalasa,
bei leichtem Aufguss ohne, bei
kräftigem mit Sahne zu empfehlen.

17 A 65
WEESE
PRALINEN
VON AUERLESENEM
GESCHMACK
Gustave
Weese
Torun

PALMA

Luger's Mein Fischer
mit 20 Gratis-Schnitten auf großem Bogen.
das Beste für die Kurzeit u. Hausgenuss
Überall zu haben, sonst durch Nachnahme vom
Verlag Otto Luger, Leipzig - 4.

Central-Hotel · Katowitz

Dworcowa 11 (Bahnhofstraße)

Treffpunkt aller Gewerkschaftler und Genossen

Angenehmer Familien-Aufenthalt :: Gesellschafts- und Versammlungsräume vorhanden

Sutgepflegte Biere und Getränke jeglicher Art
Vortrefflicher Mittagstisch. Reichliche Abendkarte

Um gest. Unterstüzung bittet die Wirtschaftskommission

J. A.: August Dittmer



Wir wollen nicht überreden,
sondern überzeugen. Lassen
Sie Ihre Drucksachen in der
Druckerei „Vita“ anfertigen
u. Sie werden überzeugt sein!
Saubere Ausführung! Rasche
Lieferung! Billigste Preise!

„Vita“ Naklad Drukarski
Katowice - ulica Kościuszki Nr. 29 - Telefon Nr. 2097